

Das Jägerkreuz.

Fürchtet den Herrn

und

meidet das Böse.

Lehrreiche und erbauliche Erzählungen zur Bildung und Veredlung des Gemüthes

von

Eduard von Ambach.



WIEN.

Druck und Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn.

1856.

Vorwort.

Im Jahre 753 nach Erbauung Roms zur Zeit des Kaisers **Augustus** wurde Jesus zu Bethlehem geboren, der Sohn Gottes, der Erlöser und Lehrer der Menschen, der Stifter eines großen geistigen Reiches, dessen Dauer die Ewigkeit ist. — Bekannt ist die Geschichte seines Lebens und Wirkens, bekannt sind seine erhabenen Lehren, die Stiftung seiner sichtbaren allgemeinen ewigen Kirche; die ganze Menschheit erhielt durch Ihn die gleiche Lehre, die gleichen Verheißungen. Die trennende Scheidewand zwischen Juden und Heiden sollte fallen und Allen war der Zutritt zum himmlischen Reiche geöffnet. Daher sandte Christus auch seine Schüler mit dem Auftrage aus in die ganze Welt zu gehen, seine Lehre zu verkünden und Anhänger zu seiner Kirche

zu sammeln. Dies geschah auch; in Asien, Afrika und Europa wurde schon im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt durch die Apostel das Evangelium gepredigt und seit jener Zeit breitete es sich gleich einem Riesenbaume, der seine Verästung über den ganzen Erdball hinstreckt, in allen Ländern aus. Als lebendiges Wort des auf Golgatha am Kreuze verbluteten Heilandes wohnt es unter uns und dennoch sieht man in unsern Tagen Leute, die gar ängstlich nach Weisheit streben; unablässig quälen Solche ihren Verstand, um verständig zu werden, gleichsam als sei für sie die Lehre Christi, die doch gewiß Alles enthält, was den Menschen zum zeitlichen und ewigen Heile führt, nicht gegeben.

Der einfachste Mann ist nun aber bei praktischem Verständnisse des Christenthums weit gelehrter als solche Nachgrübler, denn es steht geschrieben: „Den Herrn fürchten, das ist Weisheit, das Böse meiden ist Verstand.“ Da man nun hiezu keiner Büchergelehrsamkeit, sondern nur Demuth und Frömmigkeit bedarf, so ist es auch dem einfachsten Menschen nicht schwer, sich auf den Standpunkt einer Weisheit zu erheben, die ihn für die oft herben Prüfungen des Lebens stärkt und ihm,

wenn einst das Auge bricht, den Weg zum Herrn, seinem Schöpfer und Erlöser, öffnet.

Von dieser Weisheit nun, geschöpft aus dem lebendigen Worte Gottes und bestehend in dem zur Richtschnur für's Leben gemachten Satze: „Fürchte den Herrn und meide das Böse“ werde ich in den nachfolgenden Erzählungen reden und, auf Thatsachen gestützt, zu beweisen suchen, daß zeitliches und ewiges Heil wie auch Kraft und Stärke im Unglücke dem Menschen nur dann erwachse, wenn sich in seinem Leben und Wirken ein ununterbrochener Gottesdienst ausspricht. Wem könnte man wohl lieber dienen, als dem Herrn, der so wenig von uns verlangt und uns dagegen so unaussprechlich viel — den Himmel gibt?

In der Überzeugung, daß jedes für das Bessere empfängliche Gemüth damit übereinstimme, hoffe ich auch, es werde aus dem vorliegenden Büchlein den Lesern wenigstens ein Theil jenes Nutzens erwachsen, den ich bei der Anlegung und Durchführung desselben angestrebt. Der Herr möge seinen Segen dazu geben, das wünscht

der Verfasser.

Inhalt.

Der Stock im Eisen,

oder:

Arbeit und Gebet.

I.

Fast jedem Österreicher und auch Tausenden von Ausländern ist bekannt, daß sich in einer der belebtesten Straßen Wiens ein Haus befindet, an welchem man eine tiefe Nische und in derselben einen alten Baumstamm gewahrt, der mit einem eisernen Reife nebst künstlichem Schlosse an die Mauer befestigt und von unten bis oben mit eisernen Nägeln beschlagen ist. Jeder Schlossergeselle, der früher in Wien einwanderte und Arbeit fand, schlug einen Nagel in jenen Baumstamm oder Stock. Das geschah so lange, als es auf demselben noch ein Plätzchen für einen Nagel gab, woher aber dieser sonderbare Gebrauch entstanden, davon wissen beiweitem die Wenigsten, die im Übrigen den Stock im Eisen recht gut kennen, etwas zu erzählen.

Auch an das Schloß am Reife, welcher den „Stock im Eisen" befestigt, knüpft sich eine alte Sage, von welcher jedoch ebenfalls die Wenigsten Das wissen, was in Chroniken verzeichnet steht und was bei gründlicher Auffassung dieser Sage, welcher eine gar ernste

Moral zu Grunde liegt, dem Erzähler einen schönen Stoff bietet, die Jugend vor dem Bösen zu warnen und zum Guten anzueifern.

Die historische Bedeutung des Stock's im Eisen fällt in jene altehrwürdige Zeit, in welcher Leopold der Heilige, der jetzige Schutz- und Landespatron unter der Enns, seinen Hofsitz auf dem Kahlenberge hatte und seine Burg und sein Land gleichsam zu einem Horte der Gerechtigkeit machte.

Wien war damals noch sehr klein und statt von Vorstädten, wie jetzt, von einer weitausgedehnten Waldeswildniß umgeben, in welcher es selbst beim hellsten, sonnenklarsten Tage dämmerte. Die lautlose Stille wurde hier nur zuweilen von dem Gebrumme eines Bären, dem Grunzen eines durch das Dickicht rasselnden Ebers oder von dem gurgelnden Gebrülle eines Hirsches unterbrochen; nicht selten, besonders aber zur Winterszeit, ließ sich auch das unheimliche Geheul hungeriger Wölfe vernehmen, die bald einzeln, bald in ganzen Rudeln auf Raub ausgingen und die Straßen unsicher machten.

Hell durch das öde Schweigen dieses Riesenforstes tönte auch manchmal der Ruf schallender Hörner und das Gekläffe von Hunden, die das flüchtige Wild auf der Spur verfolgten. Jeder, der diesen Lärm vernahm, wußte dann, daß Leopold, der ritterliche Babenberger, begleitet von seinem Jägertrosse, Jagd halte.

Durch diesen frommen Fürsten, dessen Bemühungen

unablässig dahin gerichtet waren, seine Unterthanen zu bilden, zu bessern und ihr Glück zu fördern, wurde Wien nach und nach bevölkerter und belebter. Er ließ in der nächsten Umgebung der Stadt die Bäume niederhauen wie auch die Gesträuche ausrotten, und Jäger, Köhler und Landleute fingen an auf diesen gelichteten Stellen sich Hütten zu bauen.

Aus Liebe zur Einsamkeit erbaute nun auch Leopold, welcher seiner Tugenden wegen von seinen Unterthanen innig geliebt wurde und dessen Andenken noch jetzt nach Umfluß von mehr als 700 Jahren hoch geehrt wird, ein stattliches Jagdschloß in Mitte des wildreichen Forstes. Um als Kenner und Förderer der Baukunst seinem Geschmacke Ehre zu machen, berief der hohe Herr die besten Meister aus nah und ferne, und selten verging ein Tag, an welchem er nicht von den Höhen des Kahlenberges zu den beim Baue Beschäftigten herab ritt, um je nach Verdienst Lob oder Tadel zu spenden.

Nachdem endlich das Jagdschloß auf's beste vollendet und nach jenem Geschmacke geziert war, wie der edle Markgraf es in dem von ihm selbst entworfenen Plane vorgeschrieben hatte, zogen die Handwerksmeister, die lange Zeit hier beschäftigt gewesen, den reichen Lohn des überaus gütigen Herrn in der Tasche, von dannen; ebenso thaten auch die Gesellen und Lehrlinge, von welchen selbst der geringste nicht unbeschenkt geblieben.

Unter diesen Letztern befand sich auch ein Schlos-

serlehrling, Namens Ehrenreich, der, in Gedanken versunken, sich verspätet hatte und nun allein durch den einsamen Wald nach Wien zurück ging. Bei dieser Wanderung gerieth nun der Bursche auf einen falschen Pfad, der ihn statt über die Grenze des Waldes hinaus immer tiefer in denselben hineinführte, wo dann der nur leicht betretene Fußsteig, in einen kleinen Sumpf ausmündend, sich plötzlich zwischen Schilf und Busch verlor.

Das ist recht ärgerlich, dachte da Ehrenreich, und nachdem er lange betroffen und unschlüssig vor sich hingestarrt, wendete er sich um und sann nach, ob er auf dem Pfade, der ihn so sehr von dem rechten Ziele abgeführt, zurückkehren oder auf gut Glück und nach bestem Gutdünken eine andere Richtung einschlagen solle. In der Meinung, die Waldesgrenze könne unmöglich ferne sein, wählte er das Letztere, hatte aber alsbald guten Grund seine Unvorsichtigkeit bitter zu bereuen.

Wohl eine Stunde schritt Ehrenreich zwischen den riesigen Baumstämmen hin, ohne daß es ihm gelang, einen betretenen Pfad zu entdecken; von ernster Besorgniß überkommen, verdoppelte er daher seine Schritte, als aber wieder eine Stunde und noch eine hinschwand, ohne daß der Wald sich lichtete, so wurde es ihm entsetzlich bange. In dichten Tropfen trat ihm der Schweiß auf die Stirne, rathlos blieb er stehen und sein Herz pochte so heftig, daß er deutlich jeden Schlag desselben vernahm.

„Was nun anfangen?" fragte der Bestürzte sich selbst,

und da er, nach der Länge des bereits zurückgelegten Weges zu schließen, offenbar statt aus dem Walde hinaus immer weiter in denselben hineingewandert war, so wendete er sich um und lief, so schnell er konnte, wieder zurück. Aber auch diesmal gerieth der arme Bursche nur immer in tiefere Öden, und nach einem Kreuz- und Querlaufe von wieder einigen Stunden fühlte er sich endlich so sehr ermattet, daß er, gänzlich erschöpft und von kalten Fieberschauern geschüttelt, die Wahrnehmung machte, er könne nicht mehr weiter.

Das Wunderbarste bei diesem Mißgeschicke war, daß Ehrenreich immer wieder auf denselben Platz zurück kam, auf welchem er zuerst die Richtung geändert hatte. Es war dies nämlich eine etwas gelichtete Stelle, auf der ein überaus stattlicher Baum stand, der hoch über alle andern hinwegragte und deshalb nicht leicht verwechselt werden konnte.

Als nun Ehrenreich zum dritten Male unter dem Schatten und Kühlung verbreitenden Laubdache dieses Baumes stand, obgleich er schon vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittage umhergeirrt war, so sank er jetzt, an allen Gliedern wie gelähmt, auf das weiche Moos hin, und der Gedanke, er werde hier verschmachten müssen oder gar von einem wilden Thiere gefressen werden, bleichte ihm die Wangen und rief tausend Schrecken um ihn wach.

Ferne von Menschen verhungern oder gar einem grimmigen Raubthiere als Speise dienen zu müssen ist aller-

dings eine wenig erfreuliche Aussicht, und es möchte in gleicher Lage wohl auch mancher Andere so niedergeschlagen und kleinmüthig geworden sein wie Ehrenreich. Der arme Schlosserlehrling hatte jedoch noch einen ganz andern Grund zum Verzagtsein; sein Gewissen war nämlich kein reines, denn er hatte erst jüngst bei der Arbeit in dem Jagdschlosse des Markgrafen Leopold seinem Meister einen überaus künstlich gefertigten Nagel entwendet, den er bis zur Stunde in dem Gewande versteckt bei sich trug.

Das Abhandenkommen des Nagels war dem Meister mehr als unangenehm, und als er mürrisch seinen Lehrling fragte, ob er nicht etwa aus Versehen den Nagel unter seinen Kram gebracht, so betheuerte Ehrenreich, er wisse von dem Nagel nichts und habe denselben schon seit geraumer Zeit gar nicht mehr wahrgenommen. Dabei wurde der Bursche freilich über und über im Gesichte roth, und hätte der Meister ihn angeblickt, so würde er ein strenges Examen mit ihm angestellt, die Wahrheit erfahren und den Nagel sicherlich bekommen haben; so aber suchte der verdrießliche Lehrherr in seinen Handwerksgeräthschaften herum, wobei ihm die jähe Röthe entging, die auf den Wangen Ehrenreichs aufgestiegen.

„Wer lügt, der stiehlt und wer stiehlt, der kommt an den Galgen." Der Sinn dieses damals schon alten Sprichwortes, welches dem todtmüde unter dem Baume liegenden Ehrenreich jetzt einfiel, äußerte auf ihn eine furchtbare, eine ungemein erschütternde Wirkung.

„Gestohlen und gelogen hab' ich bereits," sprach Ehrenreich trostlos, „und bedroht mich auch der Galgen nicht, so hat die gerechte Strafe des Himmels mich doch schon in dieser schauerlichen Wildniß ereilt, wo reißende Thiere hausen, die, wenn sie mich wittern und entdecken, mit mir noch weit unglimpflicher umgehen werden als wie der Henker mit einem Armensünder. Hat mir doch meine gute, fromme Mutter gar oft gesagt: Ehrenreich sündige nicht und halte Gottes Gebote stets heilig, und nun hab' ich gar einen Diebstahl begangen und noch überdies meinem wackern Meister, als er mich um den Nagel fragte, unverschämt in's Gesicht gelogen. Nun ist's aber auch aus mit mir; nie werd' ich meine Vaterstadt, mein theures Wien, mehr sehen und nie mehr auf dem Grabhügel, unter dem meine gute Mutter im Sarge ruht, beten können. Ohne Beichte und Kommunion werde ich elendiglich hier zu Grunde gehen, und selbst meinem Leichname wird der Frieden in der geweihten Erde eines Gottesackers nicht zu Theil. O, es ist entsetzlich, es ist zum verzweifeln!"

Als Ehrenreich so in laute Klagen ausbrach, stand in demselben Momente, in welchem er, jeder Hoffnung bar, die Worte: „Es ist zum verzweifeln!" in den Wald hinein rief, eine männliche Gestalt vor ihm, deren Gesichtsfarbe mehr Ähnlichkeit mit einem vergilbten Todtenbeine als mit der eines Menschen hatte; auch die Augen dieses unheimlichen in einen Mantel gehüllten Wesens, dessen An-

näherung weder ein Tritt noch irgend ein Geräusch verrieth, waren gar eigenthümlich; sie glichen Kohlen, die aus einem Aschenhaufen funkeln.

„Narr, um einer solchen Kleinigkeit willen, wie du sie gethan," redete jetzt der Unbekannte zu Ehrenreich, „kommt man weder an den Galgen noch wird man deshalb zur Strafe von einem Bären oder Wolfe verspeist; behalte daher immerhin den künstlich gearbeiteten Nagel und sammle, wenn sich ferner die Gelegenheit bietet, noch mehr dergleichen Dinge, was dir sicherlich, wenn du später selbst einmal Meister bist, großen Nutzen bringt. Wer nicht klug seinen Vortheil stets im Auge hat, der kommt nicht durch die Welt; ein solcher lebt und stirbt als armer Schlucker und Niemand findet es der Mühe werth, über ihn ein Wörtlein zu verlieren. Sei daher stets auf deinen Nutzen bedacht und grüble künftig nicht mehr, wie du eben gethan, über das nach, was recht und unrecht ist. Die Erwägung solcher Dinge laß' immerhin gescheidern Leuten über; du bist ein Handwerker und verstehst nur deine Sache, damit aber diese deine Sache, ich meine deine Arbeit, den Leuten gefalle, so trage dir von Meistern allerlei künstlich gemachte Dinge zusammen, an die du dich, wenn man einst in deiner Werkstätte etwas bestellt, halten kannst. Die Aneignung des kunstfertig gearbeiteten Nagels verräth mir, du seiest ein gescheider Bursche, und wenn du mir versprichst, so fortzufahren, so will ich dich gerne aus dieser Wildniß, die dir so unheimlich vorkommt, hinaus und auf die

breite Landstraße führen, auf der du rasch und sicher nach Wien gelangen wirst."

Als der Fremde so redete, ward es dem Schlosserlehrlinge mit einem Male gar schwer und bange um's Herz; eine Angst, die er nicht zu unterdrücken vermochte, stieg in seinem Gemüthe auf, und der Mann, der eben in einer Weise zu ihm geredet hatte, wie die Schlange zu den ersten Menschen im Paradiese, kam ihm so abschreckend vor, daß er im Stillen Gott anrief, Er möge ihn vor dem Versucher bewahren.

Als Ehrenreich so that, färbte plötzlich eine seltsame Röthe die Bäume, die Büsche und das Moos am Boden, und der Fremde, dem die Zaghaftigkeit des armen Jungen nicht entging, deutete mit dem Finger, der mehr Ähnlichkeit mit der sehnigen Kralle eines Geiers hatte als mit einem menschlichen Gliede, nach Westen. „Die Sonne geht eben unter!" rief er, „und wenn du, einfältiger Bube, es nicht vorziehst unter Bären und Wölfen die Nacht hinzubringen, so gelobe meinen Vorschlag zu befolgen und ich bringe dich dann ungesäumt auf den rechten Weg. Besinn' dich nicht lange, denn ich habe alle Hände voll zu thun und Wichtigeres zu vollbringen als die kostbare Zeit hier zu vergeuden!"

Der Abendröthe folgte nun rasch die Dämmerung; krächzend flog ein Rabenschwarm über den Bäumen hin und eine Eule, die an dem Wehen der kühleren Abendluft merkte, daß sie sich nun bald durch den Mondschein

schwingen und dem Raube nachgehen könne, rief ihr gedehntes: Hu, hu, hu durch den Wald, in welchem es nun gar merklich finster wurde.

Empfand auch Ehrenreich, wie bereits erwähnt, eine unbekämpfbare Angst vor dem Fremden, so regte sich gleichzeitig doch auch die Lust zum Leben in seinem mit Grauen erfüllten Herzen. Der Gedanke die Nacht hier im Freien unter Schrecken und Gefahren, unter Hunger und brennendem Durste hinbringen zu müssen, hatte für ihn etwas Markerschütterndes, und er hielt in folgender Weise mit sich stummen Rath: „Könnt' ich's nicht dem unheimlichen Manne nur zum Scheine versprechen, daß ich künftig seinem Rathschlage nachkommen wolle; hab' ich nur erst den Wald hinter mir und bin ich wieder geborgen unter dem Dache meines Meisters, so brauch' ich ja doch den schlechten Rath nicht zu befolgen; dann häufe ich aber wiederholt eine Lüge zu dem, weßhalb ich bereits hier büße und erkennen soll, wie arg ich mich versündigte? — Nein — das thu' ich nicht! Wenn mich der gute Gott, der mich züchtigte, aus dieser schauerlichen Wildniß erretten will, so wird Er mich sicherlich die Nacht über beschützen und mich morgen den rechten Weg heimfinden lassen; im andern Falle aber sterbe ich lieber mit einem Vaterunser und mit dem Namen Jesus auf den Lippen, als daß ich mir von dem Bösen einen Weg zeigen lasse, weßhalb ich doch früher oder später in's Verderben käme. Es ist besser, wenn der Leib als

wenn die Seele zu Grunde geht und die letztere empfehle ich der Barmherzigkeit des Allmächtigen."

Bei diesen leise gesprochenen Worten bezeichnete Ehrenreich Stirne, Mund und Brust mit dem heiligen Kreuze und mit dem festen Entschluße der bösen Verlockung des Fremden, in welchem er niemand Andern, als den Widersacher Gottes erkannte, zu widerstehen, wendete er das Gesicht ihm zu, doch — die Gestalt war spurlos verschwunden. — — —

Das erschien nun Ehrenreich als ein gar gutes Zeichen, als eine Bürgschaft, die Gnade Gottes habe sich ihm wieder zugewendet. Rasch zog er den entwendeten Nagel aus der Tasche und schlug ihn, von frommen Schauern überkommen, mit seinem Hammer in den stattlichen Baum, an welchen gelehnt noch vor einigen Sekunden der Böse stund.

Voll Muth und Gottvertrauen war nun das noch kurz zuvor so verzagte Herz Ehrenreichs; noch einen Blick warf er auf den Nagel, der nun fest und tief in dem Baume saß, einen zweiten, voll Preis und Dank, zu dem Himmel empor, dann ging er und siehe da — er hatte kaum hundert Schritte zurückgelegt um, wie früher, nach einem betretenen Pfade zu suchen, so lag die Landstraße plötzlich breit und vom vollen Lichte des Mondes übergossen vor ihm.

„Dießmal hat mich mein Schutzengel geführt!" rief da Ehrenreich, und Thränen der innigsten Rührung

und Freude traten ihm in die Augen. Hin sank er auf die Kniee, ein Drang zur Andacht faltete ihm die Hände und das Angesicht dem Nachthimmel zuwendend, von dem herab Miriaden Sterne und Sternlein glänzten, sprach er laut ein Vaterunser, dessen Sinn er nun so tief und innig empfand, wie nie zuvor. Dabei war es ihm, als schaue aus der Scheibe des Mondes das Antlitz seiner frommen Mutter zu ihm herab; er beugte das Haupt, und indem die Nachtluft über seinen Scheitel wehte, war es ihm als empfange er von unsichtbarer Geisterhand den Segen.

Wohlbehalten kam Ehrenreich bald hierauf bei seinem Meister in Wien an und nachdem er ihm die Hand geküßt, erzählte er ihm sogleich offenherzig und reuevoll, wie sehr er sich gegen ihn versündigt habe und was ihm hierauf im Forste begegnet sei.

Der Meister war über die Maßen erfreut, daß sein Lehrling den begangenen Fehler so offen und reuevoll bekannte und der Versuchung mit so viel religiösem Muthe widerstand; kein hartes Wort kam über die Lippen des gütigen Mannes, und von Stunde an schenkte er dem Ehrenreich sein besonderes Vertrauen. Er hatte das auch keineswegs zu bereuen, denn Ehrenreich zeigte sich wirklich so anhänglich, brav und bieder und nebenbei so geschickt in seinem Fache, daß der Meister an ihm eine kräftige Stütze seines Alters fand. Er nahm ihn daher ein Jahr vor seinem Tode an Kindesstatt an und über-

ließ ihm auf dem Sterbebette sein stattliches Haus in Wien nebst aller Kundschaft.

Das spätere Leben und Wirken Ehrenreich's, der von da an ein allgeachteter Meister und Bürger war, ruhte auf zwei unerschütterlichen Pfeilern, sie heißen: Arbeit und Gebet. Frei von allem Dünkel schaffte er rein in der grundsätzlichen Absicht zu nützen und dieses Schaffen läuterte und förderte die Andacht.

Mit väterlicher und wohlwollender Miene sprach der wackere Ehrenreich, der gewöhnlich während der Feierstunden seinen Gesellen gute Lehren gab, gar oft zu ihnen: „Strebet nicht nach eiteln Dingen, denn das Meiste, was die Welt Glück nennt, ist doch nur vergängliches albernes Zeug; ein unvergängliches Eigenthum und wahre Schätze erringt man sich nur durch Arbeit und Gebet. Der scheinbar unbedeutendste und ärmste Mann kann sich solche Schätze sammeln, und wenn sein Auge bricht und sein Herz still steht, so bleibt dann das, was er sich erworben hat, nicht in der Welt zurück; es ist das vielmehr für ihn der verlässigste Reisepaß, um der von dem Leibe geschiedenen Seele den Weg zu dem Throne Gottes zu bahnen und sich dort ein Ansäßigmachungsrecht zu begründen, ein Recht unaufhörlich glückselig unter Seligen zu sein".

Mit Vergnügen hörten die wackern Gesellen — denn keine andern bekamen in Ehrenreich's Werkstätte Arbeit — ihren gottesfürchtigen Meister also reden, der bei

derartigen Gelegenheiten häufig auch von dem Erwähnung that, was dem Leser hier eben erzählt wurde.

Als bleibendes Wahrzeichen holte Meister Ehrenreich jenen Baum, in welchen er einst den verhängnißvollen Nagel geschlagen, aus dem Walde und setzte ihn vor sein Haus; er that so, um die Erinnerung an jenen Moment stets vor Augen zu haben, in welchem die gnädig waltende Vorsehung ihn gegen den Versucher mit dem Schilde des Glaubens deckte.

Auch nach seinem Tode hielten Ehrenreich's Söhne, die gleich dem wackern Vater tüchtige Schlossermeister und gottesfürchtige rechtliche Menschen wurden, den Baumstamm in allen Ehren, und Jeder von ihnen schlug einen Nagel in denselben, gelobend, den Verlockungen zur Sünde stets widerstehen zu wollen.

Je mehr nun in der Zeitfolge die Geschichte des längst im Friedhofe ruhenden Meisters Ehrenreich bekannt wurde, fand das lobenswürdige Beispiel seiner Söhne Nachahmung, und so lange noch ein Plätzchen vorhanden war, schlug, wie Eingangs erwähnt, jeder nach Wien kommende Schlossergeselle einen Nagel in jenen Baumstamm, und dieser allgemeine Gebrauch der Schlosserinnung hörte erst auf, als von dem Holze nichts mehr zu sehen war.

Der sogenannte „Stock im Eisen" ist das eigenthümlichste aller Denkmäler Wiens und gleichzeitig das Wahrzeichen der Wandergesellen, denn wer bei seinen Zunftgenossen im Auslande sich rühmt in Wien gewesen zu

sein, ohne daß er, über den Stock im Eisen befragt, etwas davon zu erzählen weiß, dem glaubt man nicht, daß sein Fuß je das Granitpflaster der Kaiserstadt betreten.

II.

Wie alles Böse, so nimmt auch der zweite Theil der Sage, die sich an den Stock im Eisen knüpft, ein gar erschütterndes trauriges Ende.

Nahe an 200 Jahre mochten umgeflossen sein, seit der gottselige Meister Ehrenreich dieses eigenthümliche Denkmal nach Wien gebracht, als ein fremder Geselle daselbst einwanderte und in jenem Hause Arbeit fand, vor welchem der Stock im Eisen stund.

Während der Feierstunden betrachtete dieser Geselle häufig den Baumstamm, der damals schon, mit Nägeln über und über beschlagen, gleichsam einen eisernen Panzer trug. Der boshafte Ausdruck trat dabei in dem Gesichte dieses Gesellen, der ein gar tückevoller Mensch war, noch viel widerwärtiger und abstoßender hervor wie gewöhnlich; da er stets Hohn und Spott auf den Lippen hatte, so mochte ihn keiner der Nebengesellen leiden, und der Meister, der nun in der frühern Werkstätte des längst zu Staub und Asche gewordenen Ehrenreich's befahl, würde den verschlossenen, trotzigen Menschen längst aus dem Hause entfernt haben, wenn ihm nicht seine auserlesene Geschicklichkeit für solche Bestellungen getaugt hätte, die noch mehr als die gewöhnliche Tüchtigkeit im Handwerke erforderten.

Das Alles wußte der immer mürrische Geselle gar wohl, weßhalb er sich auch um die Anfeindungen nichts kümmerte; er nährte vielmehr den Haß gegen sich, warf bei jeder Gelegenheit mit beleidigenden Worten um sich und hänselte seine Nebengesellen als erbärmliche Stümper, die in ihrem ganzen Leben nie durch irgend eine Erfindung die Aufmerksamkeit der Innung auf sich ziehen werden.

Als der rußige Spottvogel nun wieder einmal gar hochfahrend that, gab es in der Schlosserwerkstätte eine heftige Zänkerei.

Rußig nannte man den übermüthigen Menschen, weil er auch an Sonn- und Feiertagen sein Gesicht nicht wusch, und Spottvogel hieß man ihn, weil er mit seiner schmähsüchtigen Zunge selbst das Altehrwürdige herabsetzte. Nichts wahrhaftig schien diesem Menschen beachtenswerth und heilig, was er schon dadurch deutlich an den Tag legte, weil die weithin tönenden Glocken, wenn sie Sonntags zur heiligen Messe riefen, nie eine religiöse Regung in seinem verstockten Herzen hervorbrachten, und er stets den geweihten Tempeln und den heiligen Sakramenten ferne blieb.

Solch ein Thun war nun freilich nicht geeignet sich die Zuneigung oder die Achtung wackerer und christlicher Menschen zu erwerben, und da die Nebengesellen dieses Kirchenfeindes sich ohnedies schon allzu viel von ihm hatten gefallen lassen, so sollte er jetzt Alles auf einmal zurück bekommen. An derben Worten fehlte es natürlich dabei nicht

und die Zänkerei nahm bald einen so drohenden Charakter an, daß wohl jeder Andere verzagt geworden wäre.

Das war jedoch bei dem immer Rußigen nicht der Fall; verächtlich lächelnd als sei er erhaben über jeden Spott, stand der von jeder Lippe Gescholtene an seinem Arbeitsplatze, als aber einer der Gesellen rief: „Wenn du auch geschickter bist wie wir, so hast doch auch du noch nichts erfunden und gemacht, was unsere Innung in Erstaunen setzte," that er mit dem schweren Hammer einen so furchtbaren Streich auf den Ambos, daß lichte Funken dem Eisen entsprühten und der Mund eines Jeden sich schloß.

„Haltet die Zungen im Zaume, ihr erbärmlichen Stümper!" rief er mit gewaltiger Stimme, „denn mir geltet ihr Alle wahrhaftig weniger als der Staub, den man von der Sohle schüttelt. Daß ihr mit Mißgunst auf meine Arbeit blickt, weil ihr sie nicht so zu machen versteht, das weiß ich längst und daß der Meister mich eben so wenig leiden mag, wie ihr, und mich nur in der Werkstätte behält, weil ich seiner Unkenntniß unter die Arme greife, das ist mir auch kein Geheimniß. Ich mache daher nur noch ein Stück in dieser Werkstätte, dann ruf' ich Feierabend und ihr und der Meister könnt mir nachsehen; eine harte Nuß zu knacken aber laß' ich euch zurück, eine Nuß, an der ihr haarklar einsehen sollt, wie dumm ihr seid und in welch' hilfloser Kindheit das ganze Wissen der Schlosser-

innung schlummert. Haltet also bis dahin Ruhe und lacht erst, wenn das Werk meine Worte Lügen straft!"

Diese Schmähung, nicht nur gegen die anwesenden Gesellen, sondern auch gegen den Meister und gegen die ganze ehrsame Schlosserinnung geschleudert, schüchterte die Leute in der Werkstätte ein, wobei sie sich jedoch mit dem Gedanken trösteten, der Hochfahrende werde sein Versprechen nicht zu lösen im Stande sein und ihnen so Gelegenheit geben seinen Stolz vor dem Meister und vor der gesammten Innung zu demüthigen. Nach kurzer Beredung gingen sie auf den Vorschlag ein und hielten auch wirklich Ruhe.

Der Rußige, welcher seinen Nebengesellen und der ganzen Innung keck und vermessen den Fehdehandschuh hingeworfen, nahm nun von dem Meister kein Stück Arbeit mehr an, und schon nach einigen Tagen brachte er ein überaus künstlich gefertigtes Schloß zu Stande, welches er an das eiserne Band legte, womit der sogenannte Stock im Eisen an die Mauer befestigt war. Wie dieses wunderbare Schloß zu öffnen sei, blieb Jedem ein Geheimniß, und mit den Worten: „Wer ein tüchtiger Schlosser ist und sein Handwerk ordentlich gelernt hat, der komme nun und mache einen passenden Schlüssel zu diesem meinem Schloße," warf er den Schlüssel vor vielen Zuschauern hoch in die Luft.

Zum großen Erstaunen des versammelten Volkes fiel der Schlüssel nicht mehr zur Erde, und während einer

dem andern seine Verwunderung hierüber mittheilte, nahm der tückisch lachende Geselle seinen Wanderbündel auf den Rücken, rief ein lautes: „Feierabend!" und verließ, Hohn und Spott in den Zügen des ungewaschenen Gesichtes, die Stadt.

Über diesen Schimpf ärgerten sich nun alle Meister und Gesellen der Schlosserinnung, und es gab von da an nicht eine Werkstätte mehr in Wien, wo man nicht alle erdenklich möglichen Versuche machte, um das Geheimniß des künstlichen Schlosses zu ergründen. Alle Kunst scheiterte jedoch daran, selbst die geschicktesten Meister wußten keinen Rath zu schaffen und mit jedem Tage sah man mehr ein, daß der Ausgewanderte kein Prahler sei und den Wiener Schlossern in Wahrheit eine gar harte Nuß zu knacken an dem „Stock im Eisen" zurückgelassen habe.

In die Klemme gerathend, setzte da die ehrsame Schlosserzunft einen Preis von 300 Gulden für denjenigen aus, welcher den Spott des fremden Gesellen zu Schanden machen und einen passenden Schlüssel zu dem Schlosse am Stock im Eisen fertigen könne. Da kam nun wohl kein neuer Geselle nach Wien, der nicht seine Tüchtigkeit an dieser Aufgabe versucht hätte. Hunderte grübelten nach, Hunderte zerbrachen sich den Kopf, keiner aber — gewann den Preis.

Freiwillig erhöhten da die Handwerksmeister den Preis auf 500 Gulden und versprachen noch überdies in einer gerichtlich ausgefertigten Urkunde, daß derjenige, welcher das

Geheimniß des wunderbaren Schlosses entdecke, als Meister mit allen Ehren in Wien aufgenommen und sein Name noch besonders für alle Zeiten unvergeßlich gemacht werden solle.

Zu dieser Zeit nun befand sich bei einem jener Meister, welche die eben erwähnte Urkunde mit der Unterschrift ihrer Namen versehen hatten, ein Lehrling, der, von Ehrgeiz geplagt, weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe fand; unablässig arbeitete er und zahllose Versuche stellte er an, denn er wollte durchaus den ausgesetzten Preis erringen und zur Selbstständigkeit und zu hoher Ehre gelangen.

Der arme Bursche war jedoch nicht glücklicher als Jene, die sich vor ihm den Kopf zerbrachen; so viel er auch sann und so unermüdet er auch arbeitete, so blieb das Schloß am Stock im Eisen für ihn doch eines jener Räthsel, das er so wenig lösen konnte, wie seine Handwerksgenossen.

Darüber grämte sich der ehrgeizige Junge nun so sehr, daß er augenfällig abmagerte; seine Wangen wurden täglich blässer und in allen seinen Zügen drückte sich gar deutlich jener Kummer aus, der im Innern an seinem Leben zehrte. Er trachtete nicht nur nach der Ehre, sondern auch nach Wohlhabenheit, die nach seiner Meinung unmöglich für Jenen ausbleiben konnte, der durch das Öffnen des Schlosses unleugbar an den Tag lege, er sei geschickter als jeder Schlosser in Wien und als alle aus der Ferne hergewanderten Gesellen, die bis jetzt vergebens nach dem Preise gerungen.

Ganz von Habsucht und Ehrgeiz geblendet, fand er daher weder am Tage bei der Arbeit noch Nachts in seinem Dachkämmerlein Ruhe, und wenn längst alle Lichter im Hause erloschen waren und Alles schlief, um zu neuem Schaffen sich zu kräftigen, zündete er seine Öllampe an, schlich leise hinunter in die Werkstätte und feilte und hämmerte dort nicht selten bis zum lichten Morgen.

Als dieser Bursche nun auch einmal wieder in mitternächtlicher Stunde auf diese Weise beschäftigt war und Thränen des Schmerzes und des Grolles seinen vergeblichen Versuchen weinte, bemächtigte sich seiner plötzlich ein bis jetzt nie gekanntes Gefühl. Das Blut strömte ihm mächtig zum Herzen und den eben verfertigten Schlüssel als nutzlose Pfuscherei in die Kohlen werfend, setzte er den Blasbalg in Bewegung, so daß das Feuer alsbald rothblau aufzischte.

„Ich muß den Schlüssel, der das Schloß am Stock im Eisen öffnet, machen!" rief der Unglückselige, ganz von seinem Ehr- und Geldburste ergriffen, „und wenn kein guter Geist einen praktischen Gedanken mir eingibt, so möge ein böser mir zur Ergründung des Zaubers verhelfen, denn Zauberei muß das doch am Ende sein, was keiner der geschicktesten Meister und Gesellen zu erforschen versteht".

Nach diesen Worten, wobei die Miene des von Gott sich Abwendenden eine furchtbare Aufregung zeigte, nahm er mit einer Zange den rothgeglühten Schlüssel aus dem

Feuer, legte ihn auf den Ambos und fing nun wieder an zu hämmern und zu feilen.

Ein von Angst und Beklemmung erzeugter Schweiß rann dabei dem Burschen, der sich auch bei der Nacht keine Ruhe gönnte, von der Stirne, und als er zufällig einen Blick durch die nur von seiner Nachtlampe schwach beleuchtete Werkstätte hinwarf, gewahrte er zu seinem nicht geringen Erstaunen die Gestalt eines rußigen Schlossergesellen, der hohnlachend auf sein Treiben schaute und nun also zu ihm sprach: „Mach' dir doch nicht so viel unnütze Mühe, mein Bürschchen, denn es wird doch Keiner das Räthsel des Schlosses lösen, dem nicht ich es verrathe. Da du mir jedoch gefällst, so bin ich wohl geneigt, dir zur Erfüllung deiner Wünsche zu verhelfen, wenn du anders mir dagegen eine ganz unbedeutende Sache versprechen willst.“

Da fing nun der Lehrbursche an allen Gliedern zu zittern an, denn die unerwartete Erscheinung des rußigen Gesellen, der in tiefer Nacht geräuschlos in das wohlverschlossene Haus und in die Werkstätte gekommen war, ohne daß die Thüre derselben auf- und zugethan wurde, übergoß ihn mit einem kalten Schauerriesel. Es graute ihm nun vor den kurz zuvor gesprochenen Worten, in welchen er, von unersättlicher Ehrbegierde getrieben, das Geheimniß des Schlosses von einem bösen Geiste an sich verrathen wünschte, wenn nämlich kein guter ihm einen praktischen Gedanken eingäbe. Die Hölle, glaubte er, habe ihm nun einen solchen bösen Geist gesendet, und in dem

Anschauen des unheimlichen nächtlichen Gastes fühlte er seinen Muth und seine Fassung schwinden.

Der auf unbekanntem Wege in's wohlverschlossene Haus und in die Werkstätte Gekommene wühlte nun, ohne sich um die Bestürzung des bleichen Lehrlings zu kümmern, in jenen Schlüsseln umher, welche dieser während seines nächtlichen Treibens bis jetzt versuchsweise gemacht hatte. Mit verächtlichem Lächeln warf er einen nach dem andern bei Seite, stellte sich dann vor den Schraubstock, hämmerte und feilte, und ehe eine Viertelstunde verging, zeigte er dem höchlich erstaunten Burschen einen fertigen Schlüssel, der freilich ganz anders aussah als alle, die ihm bisher vor die Augen gekommen waren.

„Nun wie steht's?" lachte da der mit dem rußgeschwärzten Gesichte; „hast du Lust die Meisterschaft, die 500 Gulden und noch überdies Ehrenbezeugungen und Lobsprüche von allen Seiten zu ernten?" —

„Ei spottet meiner nicht", entgegnete da der Lehrling, der sich mittlerweile etwas gesammelt hatte, „denn, wenn der Schlüssel, den Ihr so eben gemacht, wirklich zu dem Schlosse am Stock im Eisen paßt, so werdet Ihr wohl selbst den Preis Eurer Geschicklichkeit erwerben und behalten."

„Schau mein Bürschchen, ich mach' mir aus der Meisterschaft, aus dem Gelde und aus dem bischen Weltruhm nicht soviel." Bei diesen Worten blies der Geselle durch die Finger und dem Lehrlinge die Hand auf die Schulter

legend, sprach er: „Ich bin eben heute bei Laune, einen so armen Schlucker, wie du bist, glücklich zu machen, und wenn du mir dagegen einen kleinen Eigensinn erfüllen willst, so —"

„Ei so sagt geschwind, was Ihr von mir begehrt," fiel da der Lehrling dem gar tückisch Lächelnden in fieberhafter Aufregung in die Rede.

„Nun denn, du darfst von dem Tage an, an welchem du vermittelst meines Schlüssels den ausgesetzten Preis dir gewinnst, an keinem Morgen mehr die heilige Messe versäumen, denn wenn du es nur ein einziges Mal vergäßest, so ist es für das Heil deiner Seele für immer geschehen. Du siehst, ich bin ein frommer Gesell' und begehre von dir nichts Schlimmes."

Lag auch in dem Begehren, jeden Morgen einer heiligen Messe beizuwohnen, nichts Bedenkliches, so entsetzte sich doch der Lehrling ob des abschreckenden, höhnischen Lachens des Unheimlichen. Geh' auf sein anscheinend unschuldiges Begehren nicht ein, er legt dir eine Falle! so rief eine Stimme in des Lehrlings Brust, und schon hatte er die Worte auf den Lippen: „Laßt' mich gehen, ich brauch' Eure Hilfe nicht!" als dieselben in seinem Munde wieder hinstarben, denn ein Blick auf den wunderkräftigen Schlüssel unterdrückte rasch jede bessere Regung in seinem Herzen. Mit Zusammenraffung all' seiner bereits wankenden Kräfte bekämpfte er die Furcht vor dem wilden Wesen des vor

ihm Stehenden und legte in die Hand desselben das feierliche Versprechen ab, jeden Morgen einer heiligen Messe beizuwohnen, wenn ihm anders der Schlüssel zur Gewinnung des Preises und als Eigenthum überlassen werde. Mit Vorbedacht und Überlegung verzichtete er dabei im Unterlassungsfalle auf sein zeitliches und ewiges Heil; nur ein Bedingniß machte er, nämlich, daß es ihm keinen Schaden bringen dürfe, wenn eine schwere Krankheit ihn an's Bett fess'le und er dann selbstverständlich die Kirche nicht besuchen könne.

Nach kurzem Bedenken willigte der räthselhafte Verfertiger des Glück bringenden Schlüssels in dieses Bedingniß und der arme Lehrling mußte nun trotz des bereits gegebenen feierlichen Versprechens einen fürchterlichen Eid schwören, bei dessen letzten Worten ihm die Sinne schwanden und er ohnmächtig zu Boden sank.

Nach etwa einer Stunde erwachte der Lehrling allgemach aus seiner Betäubung; er war allein, die Stille des Friedhofes konnte nicht tiefer sein wie die hier in der Werkstätte, und er würde wohl die ganze nächtliche Begebenheit für einen schweren Traum gehalten haben, wenn er nicht den wunderbaren Schlüssel in der Hand gefühlt und gesehen hätte.

Sollte nun der so räthselhaft in die Werkstätte Gekommene und eben so wieder Verschwundene wirklich der böse Feind gewesen sein, der in der Stunde der Mitter-

nacht hier erschien, um den Lehrling um das Heil seiner Seele zu betrügen? — — —

Von Angst und Entsetzen überkommen, fuhr der arme Bursche bei diesem Gedanken in einer Weise zusammen, als habe er statt des Schlüssels eine Schlange in der Hand. Die Scheu vor diesem Schlüssel war jedoch nur eine vorübergehende, und er gab sich alle Mühe, all' die bösen Zweifel, die, kaum bekämpft, immer wieder in seiner Seele aufstiegen, bleibend zu verscheuchen. „Einfältiger Junge," sprach er zu sich selbst, „wenn du vom Bösen den Schlüssel bekommen hättest, so würde er dir eher geheißen haben die Kirche zu fliehen, statt sie täglich zu besuchen; hat daher hier eine überirdische Macht die Hand im Spiele, so kann's nur eine gute sein." Auf diese Weise gelang es ihm wirklich sich zu beruhigen, und in bebender Ungeduld wünschte er sehnsüchtig den Morgen herbei, um den Schlüssel seinem Meister zeigen zu können.

Nach einigen Stunden dämmerte endlich der Tag über Wien herein, und fast gleichzeitig mit den Sonnenstrahlen, welche bald darauf durch die bleiumrahmten Fenster der Werkstätte drangen, trat der fleißige Meister, die Thüre öffnend, ein. Als er den Schlüssel betrachtete, den ihm nun der Lehrling mit der Versicherung übergab, daß er ihn während der umgeflossenen Nacht verfertigt, schüttelte er verwundert den Kopf und ließ alsbald die ganze Schlosserinnung zusammenrufen, um zu versuchen, ob der Schlüssel das künstliche Schloß wirklich öffnen werde.

Da gab es nun ein Lärmen und Drängen auf dem Platze vor dem Stock im Eisen und in Gegenwart einer großen Menge Volkes machte der Lehrling mit dem Schlüssel die Probe. Nur eines leichten Druckes bedurfte es, und das Schloß öffnete sich unter der Verwunderung und dem lauten Jubel der Umstehenden. Jede Lippe erschöpfte sich in dem Lobe des überaus geschickten Menschen, der allein zu Stande gebracht, was die gesammte Innung nicht vermochte. Unter großem festlichem Gepränge machte man ihn noch an demselben Tage zum Meister, und außer dem Preise von 500 Gulden erhielt er noch von manchem reichen und hohen Herrn namhafte Geschenke.

Nachdem der Überglückliche nun plötzlich einen Theil seiner Wünsche erfüllt sah, brachte er ein Haus käuflich an sich, nahm seine alte Mutter, die fürder nur gute Tage haben sollte, unter sein Dach auf, und bekam bald so zahlreiche Bestellungen, daß er viele Gesellen halten und seine Werkstätte um das dreifache vergrößern mußte.

Es wollte nämlich Jedermann bei dem so überaus geschickten Meister arbeiten lassen, der es allein verstand, das Geheimniß des künstlichen Schlosses zu lösen. In Folge dessen mehrte sich von Tag zu Tag des jungen Meisters Reichthum und seine alte fromme Mutter, die von dem unheimlichen nächtlichen Vorgange nichts wußte, lebte in Glückseligkeit und Freude.

Ganz anders aber verhielt es sich mit dem jungen Meister selbst; es quälte ihn das Bewußtsein, daß er eigent-

lich nur durch Betrug zu seinem Glücke gekommen sei, und den Schlüssel nicht selbst gemacht habe; oft glaubte er auch, der unheimliche Fremde könne eines Tages plötzlich erscheinen und ihn vor aller Welt zu Schanden machen. War es aber wirklich ein böser Geist, der ihm zu Ehre und Gut geholfen und der ihm das Alles gönnte, weil er lediglich nur seine Seele zu bekommen bestrebt sei, dann war es ja noch weit schlimmer; sicherlich nahm es dann mit ihm kein gutes Ende, und der Gang zur Kirche konnte ja durch irgend ein unvorhergesehenes Vorkömmniß einmal doch unterbleiben. Konnte nicht durch die Macht des Bösen trotz seiner geachteten Stellung ein Verdacht in irgend einer Sache auf ihn gewälzt werden, bei welcher er keine Schuld hatte? Konnte man ihn da nicht auch in Haft bringen? Wie sollte er dann in der Kirche eine Messe hören? Schon ein solcher Fall genügte, um ihm das Heil der Seele zu rauben, denn nach dem Pacte, den er einst um Mitternacht mit jenem unheimlichen Wesen schloß, sollte ihn ja nur eine schwere Krankheit von dem Anhören der Messe entbinden.

Wie früher der Ehrgeiz und die Habsucht marterten ihn jetzt solche Gedanken Tag und Nacht; seine Arbeit war ein bloßer Gelderwerb und kein Gebet gab ihr höhere Weihe; sein Gang zur Kirche war nur Zwang und wie zu Hause hing er auch dort, wo der Priester mit dem heiligen Sakramente segnet, finstern Gedanken nach. Statt Herz und Gemüth zu Gott zu erheben und sein Auge auf der Abbildung Christus des Gekreuzigten ruhen zu lassen,

sah das Auge seiner gequälten Seele beständig den unheimlichen Nachtspuck, und um sich zu zerstreuen, mischte er sich immer häufiger unter Taugenichtsse, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein beim vollen Glase sitzen, zechen, lärmen und spielen, ohne zu bedenken, daß sie dem lieben Herrgott den Tag abstehlen und das Wichtigste für jeden Menschen — die Zeit — statt zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile zu benützen, in sündhafter Verblendung förmlich todtschlagen. — — —

Vergebens bat und warnte die alte gute Mutter den plötzlich so sehr zu seinem Nachtheile veränderten Sohn, der aber war für ihre guten Lehren taub, lief immer häufiger seinen tagdiebischen Bekannten nach und vernachlässigte dabei das Geschäft in beispielloser Weise. Was frommte es ihm nun, daß er der berühmteste Schlosser von ganz Wien war, daß in seiner Werkstätte die meisten Gesellen arbeiteten und er den besten Verdienst hatte? — Die Ehre befriedigte ihn schon längst nicht mehr und er ärgerte sich überdies im Stillen, daß er sie ja gar nicht selbst verdiente; auch vergeudete er seit einiger Zeit das Geld noch viel reichlicher als er es erwarb, und seine alte Mutter brachte jetzt manche Nacht ruhelos in ihrem weichen Bette hin. Das wüste Leben ihres einzigen Sohnes machte der armen Frau so unbeschreiblich viel Kummer, daß ihre Augen stets vom vielen Weinen entzündet waren, und in ihrem Herzeleid, das sie beständig mit sich herumtrug, blieb häufig die

reichlich und schmackhaft zubereitete Kost, die täglich auf des Meisters Tisch kam, unberührt.

„Ach," seufzte die tief Betrübte oft, wenn sie allein war, „um wie viel glücklicher fühlte ich mich doch, als ich noch nicht wußte, woher ich das liebe Brot für den künftigen Tag nehmen solle, dagegen aber noch an meinem fleißigen und geschickten Kinde Freude erlebte!" Ein gar trostreicher Hoffnungsstrahl kam jedoch bei dem vielen Weh durch den Umstand in das Herz des frommen Mütterleins, daß ihr Sohn jeden Tag regelmäßig im St. Stefansdome der heiligen Messe beiwohnte und sich selbst durch das schlimmste Wetter davon nicht zurückhalten ließ.

Ist er auch in böse Gesellschaft gerathen und mehr in der Schenke als in seiner Werkstätte, so hält er doch Gottes Wort in Ehren und sein Herz wird sich wohl noch zum Guten kehren lassen. So dachte die durch vieles Leid Gebeugte und ihr Hoffen steigerte sich dabei zur frohen Zuversicht; hätte sie jedoch nur eine leise Ahnung von dem gehabt, was das Gemüth ihres Sohnes beschwerte, was so arge Zwietracht in sein Herz gebracht und was ihn selbst bei Sturm und Regengüssen zur Kirche trieb, so würde sie sicherlich vor Schrecken ein jäher Tod ereilt haben.

Während nun so des reichen Meisters gute Mutter unter Befürchtungen und Hoffnungen lebte und unter Gebet und frommen Betrachtungen die Tage und viele Nächte schlaflos hinbrachte, gerieth ihr Sohn eines Morgens auf dem Wege nach der Kirche unter einige seiner Zechbrüder,

die ihn mit sich in einen Weinkeller zogen und sich dort, wie gewöhnlich, der Unmäßigkeit hingaben. Bei dieser Gelegenheit berauschte sich der Schlossermeister so sehr, daß er zum ersten Male vergaß, die heilige Messe zu besuchen; plötzlich aber in Mitte des betäubenden Lärmens war es ihm, als höre er die warnende Stimme seiner Mutter. Darüber wurde er fast nüchtern; rasch zog er die Uhr und erkannte, daß es die höchste Zeit sei in die Kirche zu gehen. Unbekümmert um den Spott der Taugenichtsse, die ihn verlachten, sprang er auf und eilte, um nicht zu spät zu kommen, aus dem Weinkeller und dann durch die Straßen hin. Auf dem Stefansplatze angelangt, begegnete ihm eine alte Frau, die ihn mit weinerlicher Stimme um ein Almosen bat. „Wartet, bis ich aus der Messe zurückkomme!" rief der Meister fast athemlos, „und ich will Euch reichlich bedenken."

„Ei, da kommt Ihr für heute zu spät!" rief die Alte ihm nach, „die letzte Messe wurde bereits in Wien gelesen und eben sprach im St. Stefansdome der Geistliche den Segen."

Da schlug sich der Unglückliche verzweifelnd vor die Stirne und gleich einem Rasenden stürzte er nach dem Weinkeller zurück. „Das Heil meiner Seele hab' ich nun einmal verloren!" schrie er mit furchtbarem Lachen, „komme nun, was da wolle — mich kümmert fürder nichts mehr!"

Von Stunde an ward der Meister nicht mehr nüchtern, ja er kam fast nicht mehr aus der Schenke heraus.

Seine alte Mutter weinte sich zu Hause vor Gram blind und starb endlich an ihrem Kummer — an einem von ihrem eigenen Sohne gebrochenen Herzen.

Der Böse hatte aber den jungen Meister in der Gestalt jener alten Bettlerin nur betrogen, denn als der Unglückliche sich selbst bereits aufgegeben hatte und freiwillig in sein Verderben stürzte, erst da wurde im St. Stefansdome die letzte Messe gelesen.

Böse und verwerflich war der Anfang des Meisters und traurig konnte deshalb auch nur sein Ende sein. Gott diente er nur zum Scheine und die Stellung, die er sich im Leben erwarb, verdankte er — einem Betruge; es mußte daher so kommen, wie es kam, denn Gott dienen heißt durch That und Leben beten.

Der längst zu Staub gewordene Ehrenreich diente Gott, als er die Versuchung des Bösen in der Einsamkeit des Waldes von sich wies und dort lieber mit einem Gebete auf den Lippen verschmachten oder ein blutiges Ende finden wollte, als den Dienst des Versuchers anzunehmen. Grenzenlos war sein Vertrauen, als er, von den Schauern der Wildniß umrungen, rief: „Es ist besser, es geht hier mein Leib, als später die Seele zu Grunde, und die letztere empfehle ich der Barmherzigkeit des Allmächtigen.“ Ehrenreich diente ferner Gott, als er den entwendeten Nagel zum Gedächtnisse an diese schwere Stunde in den Baum schlug mit dem festen Gelöbnisse, auch fürder jeder Verlockung zur Sünde standhaft wider-

streben zu wollen; er diente Gott, als er vor seinem wackern Meister offen und ehrlich seine Schuld bekannte und als er später, nachdem der Herr ihn segnete und zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangen ließ, sein Leben auf zwei unerschütterliche Pfeiler stützte, auf: Arbeit und Gebet. Der Grundzug seines Herzens ward von da an edle Selbstverleugnung, und das, was jener wackere Meister sich gesammelt hatte, als der Schnee des Alters seinen Scheitel deckte und der Tod ihm sanft das Auge schloß, war sein wahrhaftiges Eigenthum und ein wirklicher Schatz, der nicht in der Welt zurückblieb, sondern gleichsam sein Geleitsmann in die Ewigkeit wurde, wo er vor dem Throne des Ewigen einen Rechenschaftsbericht von dem Leben und Wirken des von der Welt geschiedenen Meisters abgab.

Solche Schätze sammelte sich nun freilich der Unglückliche, welcher aus Ehrbegier und Habsucht dem Bösen die Hand gereicht hatte, nicht; vermessen spielte er mit dem Versucher um seine Seele, und da seinem Leben und Wirken jene Grundpfeiler fehlten, auf welche der wackere Ehrenreich sich gestützt, so nahm es auch jählings mit ihm ein abschreckendes Ende; viel ersprießlicher wäre es gewesen, wenn er gleich seinen Handwerksgenossen einen Nagel in den „Stock im Eisen" mit dem festen Vorsatze geschlagen hätte, auch so den Lockungen zur Sünde zu widerstehen, wie es der längst heimgegangene Meister Ehrenreich gethan; wäre er dann vielleicht auch arm geblieben und hätte er sich durch Arbeit im Schweiße

seines Angesichtes des Tages Brot verdienen müssen, so würde innige Andacht ihm doch jede Mühe gering gemacht und selbst unter den härtesten Entbehrungen ein Glück gezeigt haben, das nicht mit des Menschen Hülle zu Grabe geht, sondern uns als unzertrennlicher Begleiter in das wahre Vaterland, in die Ewigkeit mitfolgt.

Hasset daher ihr, die ihr diese Sage gelesen, die so ernste Fingerzeige für's Leben enthält, das Böse und hanget dem Guten an, denn es steht geschrieben: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet? Wer den Tempel Gottes entheiligt, den wird Gott untergehen lassen, denn Er ist gerecht und die Ernte soll sein — wie die Saat."

Pompeji's Untergang.

»Die Rotte der Ungerechten ist wie ein Haufen
»Werg, das von der Feuerflamme verzehrt
»wird. Der Gottlosen Weg ist zwar mit
»Steinen geebnet; dessen Ende aber ist des
»Verderbens Abgrund.« (Sirach 21, 10—11.

Pompeji, in der Nähe des feuerspeienden Berges Vesuv und hart am Meere gelegen, war einst eine reiche mit Palästen und Prachtdenkmälern geschmückte Stadt in Campanien*). Im Verlaufe der Zeiten wohnten hier abwechslungsweise Pelasker, Osker, Samniter und Römer. Sulla, der den Bundesgenossenkrieg beendigte, in welchem Pompeji mit der Nachbarstadt Herkulanum gegen Rom kämpfte, gründete hier eine römische Colonie, der ein Drittheil des Stadtgebietes zugetheilt wurde.

Schon von den ältesten Zeiten her wurde die Ruhe der Einwohner dieser beiden Städte, in welchen die Sittenverderbniß in jenem Grade zunahm, in dem man die Schätze hier förmlich aufhäufte, durch zeitweilige Ausbrüche des Vesuvs gestört. Es ereignete sich jedoch hiebei nie ein so großes Unglück, daß ein Erdbeben Entsetzen oder Todesangst eingeflößt hätte. Nach Überwindung des ersten Schreckens freute man sich vielmehr der erhabenen Schön-

---

*) Eine fruchtbare Landschaft in Unteritalien.

heit, welche ein Ausbruch des feuerspeienden Berges gewährte, wenn er nach vorhergehendem Rauchausstossen plötzlich Flammensäulen aus seinen unergründlichen Tiefen zum Nachthimmel empor schleuderte, wobei Land und Meer weithin mit einem rothen Feuerglanze übergossen wurden.

Welch' eine entsetzliche Alles verheerende Kraft der Vesuv in seinen Schlünden berge, das sollte den Übermüthigen, welche sich stolze Städte an seinem Fuße erbaut, erst im Jahre 79 nach Christi Geburt bekannt werden.

Während sechzehn Jahren hatte damals kein Ausbruch mehr stattgefunden und indem die Pompejier und Herkulaner glaubten, der Vulkan habe sich im Innern ausgebrannt, erzählten plötzlich ab- und zugehende Landleute, der Berg fange an wieder unruhig zu werden und zwar in einer so seltsamen Weise, wie sie es nie zuvor vernommen. Sie berichteten von einem dumpfen Krachen, Poltern und Rollen, das ganz deutlich zu ihrem Gehöre gedrungen; ferner von einem seltsamen hohlen Gebrause, das sie mit nichts treffender zu vergleichen wußten, als mit dem Umschwunge von mächtigen Steinrädern, auf welchen Stahl oder Glas geschliffen wird.

Diese Töne, zu einem furchtbaren Gezische anschwellend und dann allmählig wieder leise verhallend, erfüllen — betheuerten jene Leute — das Herz mit Grauen und dringen gleichsam durch Mark und Bein.

Alle diese Berichte armer Weingärtner und Pflüger

hörte man in Pompeji und ebenso in Herkulanum nicht nur mit dem größten Gleichmuthe an, sondern man lachte sogar über die Angst des Landvolkes.

Ungestört gingen die Bewohner dieser beiden Städte ihren Geschäften nach; wie früher drückte die Hartherzigkeit und der Übermuth der Mächtigen und Reichen die Armen erbarmungslos zu Boden; die sündhafteste Verschwendung und das hilfloseste Elend wohnten häufig dicht neben einander, und die Donnerschläge, die immer gewaltiger durch die grausen Schlünde des Vesuvs hinrollten, warnten umsonst zur Eintracht und Besserung der Sitten.

Statt in den Gemüthern die Furcht vor gerechter Strafe und die Erkenntniß schwerer Schuld wachzurufen, regten die Donner des Vulkans nur die Neugierde dieser tiefgesunkenen Menschen an und Alles, was sie thaten, war, daß sie öfter zu der Spitze des Feuerberges aufblickten, neugierig, welche Lösung die Erzählungen des ängstlichen Landvolkes wohl finden werden.

Diese Lösung ließ nun auch nicht lange auf sich warten, denn am 23. August Nachmittags gegen ein Uhr stieg plötzlich eine Wolke aus dem Krater des Vesuvs auf.

Diese Wolke war von ungewöhnlicher Größe, von ganz eigenthümlicher Gestalt und am treffendsten zu vergleichen mit einem ungeheuern Baume, dessen Stamm von Sekunde zu Sekunde wächst, während sich gleichzeitig die Verästung seiner Blätterkrone immer weiter nach allen Himmelsrichtungen hinstreckt. An einigen Stellen war jene

Wolke schimmernd weiß, an andern grau und mitunter auch wohl bunt gefleckt, je nachdem sie eben Erde, Erze oder verschiedenartige Steine mit sich führte.

Der Anblick dieser verhängnißvollen Rauchsäule, die anfänglich durch den gewaltigen Druck von unten kerzengerade in die Luft trieb, später aber in Folge der eigenen Schwere sich in die Breite ergoß, wodurch sie die eben beschriebene Ähnlichkeit mit einem riesenhaft sich ausbreitenden Baume erhielt, war um so schauerlicher und gemüthbeängstigender, weil die Luft drückend schwül und von keinem Hauche bewegt über der campanischen Landschaft und über dem spiegelglatten Meere lag.

Schon seit mehreren Tagen hatte man leichte Erschütterungen des Bodens verspürt, aber wenig oder gar nicht darauf geachtet; als aber plötzlich Erdstöße fühlbar wurden, die sich in kurzen Zwischenräumen so heftig wiederholten, daß alles Bewegliche an den Wänden wankte, während die Gebäude in ihren Grundfesten erzitterten, stürzten die Pompejier aus ihren Häusern, um in Gärten und breiten Straßen das Ende dieser ungewöhnlichen Naturerscheinung, welche die Stadt mit Einsturz bedrohte, abzuwarten.

Während dieses Treibens geängstigter Menschen breitete sich der Riesenbaum, der gespenstisch über dem Vesuv schwebte, zusehends immer mehr aus.

Der Stamm erschien jetzt schwarz, die Zweige aber zeigten eine Feuerhelle, die mit jedem Augenblicke ihre

Farbe wechselte; bald glänzten diese Zweige licht und dann wieder in einem düstern Roth, das für das Auge unerträglich war.

Heftiger, wie zuvor, erbebte da plötzlich die Erde und es schien als ob die wankenden Thürme und Gebäude eine gemeinschaftliche Wanderung aus dem Bereiche der Gefahr beginnen wollten. Dumpfe, krachende Schläge verkündeten der ängstlich lauschenden Menge den Einsturz manches stolzen von Säulen getragenen Palastes, wobei sich Jedem unter eisigen Schauern die Überzeugung aufdrang, Menschenwerke seien nicht im Stande im Kampfe mit grollenden Elementen festzustehen.

Düster und schnell, wie ein unaufhaltsam in's Thal stürzender Waldstrom, wälzte sich jetzt die von dem Haupte des Vesuvs getragene Wolke gegen Pompeji herab; dabei spie der Vulkan Asche gleich einem Hagelschauer und ungeheure glühende Steinklumpen aus.

Dieser entsetzliche Aschen- und Steinregen wirbelte über zerstörte Weinberge, über die Strassen der Stadt, rings umher über die Gefilde und weit hinaus in die Ferne. Gewaltig peitschte er das noch kurz zuvor spiegelglatte nun aber stürmisch aufgeregte, schäumende Meer, das drohend seine Wogen rollte, als haben die Elemente beschlossen jene Menschen sammt allen ihren Werken zu vernichten, die es gewagt in ihrer Nachbarschaft sich anzusiedeln.

Die Ahnung eines Strafgerichtes des Himmels konnte

in den Seelen der heidnischen Bewohner dieser schwer bedrohten Stadt um so weniger erwachen, als diese gänzlich verblendeten Menschen selbst ihren falschen Göttern untreu geworden waren. Auf keinen Schutz überirdischer Mächte mehr bauend, suchte man daher in der Flucht allein Rettung, die man ferne von Pompeji zu finden hoffte. Viele eilten daher in die verlassenen Wohnungen zurück, um sich mit ihren kostbarsten Habseligkeiten zu beladen und dann zu entrinnen, so lange es noch Zeit sei; andere jedoch, die den Aschenregen und die Schrecknisse in freier Luft noch mehr fürchteten, als einen doch noch immer zweifelhaften Untergang in und mit ihrer Vaterstadt, flüchteten in die Tempel und in solche Gebäude, deren eisenfeste Granitmauern nach ihrer Meinung die Erdstöße wohl aushalten dürften.

Während nun Alles drängte und unter herzzerreißendem Jammergeschrei durch einander rannte, wälzte sich die verhängnißvolle Wolke, Blitze nach allen Richtungen schleudernd, über die Häupter der todtgeängstigten Menschen hin, und außer den andern Schauern, die der Vesuv erzeugte, spie er jetzt auch Säulen heißen Wassers aus, so daß die Strömung, durchknettet und gemengt mit der brennenden Asche, wie zäher Schlamm über die Gassen hinfiel. Alsbald fing dieser Schlamm an die niedern Theile der Stadt zu bedecken und während Flüchtlinge sich über den heißen Boden hinwegzuarbeiten versuchten, erkannten die sich Begegnenden bei dem Leuchten

der Blitze ihre verzerrten Gesichter, welche die Todesangst gebleicht hatte.

Um den Weg durch das verhängnißvolle Nebelgrau zu finden, welches die niederqualmende Rauchwolke rings-um verbreitete, brannten die Rettung Suchenden Fackeln an, die jedoch von dem Schlammwasser, von der dicht niederstäubenden Asche oder von brausenden Stoßwinden ausgelöscht wurden.

Mancher der verzweifelnden Fackelträger sank in dem Nebel, der alle Gegenstände einhüllte, zu Boden, ohne fürder zu wissen, wohin er sich wenden solle und welche Richtung er einschlagen müsse, um aus dem Bereiche haarsträubender Schrecken fortzukommen.

Einen wunderbaren Gegensatz zu diesem verzweif-lungsvollen Jammern, Schreien und Flüchten bildeten an manchen Orten die Schildwachen römischer Soldaten. Unbeweglich und furchtlos sah man diese einer sündhaften Verweichlichung fremd gebliebenen Leute auf ihren Posten stehen. Blitze zuckten an den dunkeln von der Sonne ge-bräunten Gesichtern und an den blanken Helmen dieser Krieger vorüber, ihre Wimpern aber zuckten nicht und die ernsten Züge dieser schlachtengewohnten Helden zeig-ten bei all dem Tumulte Mannesfestigkeit und Ruhe. In Mitte tobender Elemente standen sie regungslos gleich Steinbildern auf dem unter ihnen bebenden Boden; im Vertrauen auf die Götter und auf die eigene oft erprobte Kraft harrten sie der Stunde der Ablösung. In uner-

schütterlicher Dienstestreue ereilte so die Meisten auf ihren Posten der Tod, und als man nach 17 hundert Jahren die Gerippe dieser wackern Soldaten ausgrub, hielt jedes noch in der fleischlosen Hand die Waffe.

Seit sich die Wolke vom Vesuv in die Thalgründe herabgewälzt hatte, überfluthete ein Dampf, der sich von Minute zu Minute immer mehr verdichtete, die ganze campanische Landschaft und es wurde finster, nicht aber etwa wie in einer Nacht ohne Mond- und Sternenschein, sondern wie wenn man in einem Zimmer, dessen Thüren und Fenster fest verschlossen sind, plötzlich alle Lichter auslöscht. Die Blitze, die um das Haupt des feuerspeienden Berges sprühten, traten nun in dem Verhältnisse immer leuchtender und blendender hervor, in welchem der Dunstkreis immer düsterer wurde und sich endlich, wie oben erwähnt, vollständig verfinsterte. Die furchtbare Schönheit dieser Blitze beschränkte sich nicht auf den gewöhnlichen gelbblauen Schein, sondern kein Regenbogen konnte damit in rasch wechselnden Färbungen wetteifern; bald so blau, wie der südliche Himmel, bald von schlangenartigem Grün, bald blutig roth schoßen sie rastlos hin und her; in flammender Helle beleuchteten sie das dem Verderben geweihte Pompeji, aber eben so rasch, wie sie aus der dunkeln Wolke ihr elektrisches Feuer schleuderten, erlöschten sie wieder spurlos in der Finsterniß.

In den Zwischenzeiten, in welchen der Aschenregen nicht fiel, hörte man tief unten in der Erde das rollende Tosen des Erdbebens und aus den Wellen des hin- und hergeschleuderten Meeres das Heulen plötzlich losgelassener Stürme. Leiser aber jedem scharf Aufhorchenden vernehmbar drang auch das Brausen und Zischen des Brandes, der aus den Schlünden des Schreckenberges aufqualmte, zu dem Gehöre. Bisweilen schienen die Rauchwolken ihre dichten Massen durch den Blitz zu brechen und schauerliche Nachahmungen von menschlichen Gestalten zu bilden, die durch den Luftraum jagten, alsbald aber wieder in Abgründen spurlos verwehten.

An manchen Orten lag die Asche schon knietief und der Schlammregen, der von dem dampfenden Krater des Vesuvs ausgeworfen wurde, erzwang sich Bahn in die Häuser und füllte sie mit einem gewaltigen und erstickenden Dunste an. Ungeheure Steinklumpen, aus schwindelnder Höhe auf die unglückliche Stadt herabgeschleudert, zerschmetterten viele Dächer, so daß sich in den Straßen Schutt und Mauertrümmer in einer Weise anhäuften, die den Durchgang fast unmöglich machte.

Statt nach so entsetzlichen Kundgebungen das Wüthen einzustellen, steigerte das Erdbeben noch immer seine verheerende Kraft; selbst auf dem ebensten Boden konnte keines der Fuhrwerke, auf welchen todtgeängstigte Familien mit einem Theile ihrer Habe von Pompeji flüchteten,

sich mehr aufrecht erhalten, während auf dem beständig schwankenden Grunde der strauchelnde Fuß häufig so haltlos einsank, wie bei dem Tritte auf eine Welle.

Über den Häuptern jammernder Mütter, die weinende Kinder trugen, während der Gatte und Vater vor ihnen den Weg bahnte, wie über den silberweißen Scheiteln zitternder Greise und altersschwacher Mütter, die ein Sohn auf starkem Arme, sich selbst aufopfernd, dem Untergange entreißen wollte, zerkrachten zuweilen ungeheure gegen einander fliegende Steine; Funken aussprühend, fielen sie dann in tausend Stücken herab und alles Brennbare, das sie berührten, wurde augenblicklich unlöschbar entzündet.

Fürchterlich ward auf diese Weise die Finsterniß erhellt, denn mehrere Häuser und sogar Weinberge geriethen in Brand. Um dieser theilweisen Erhellung der Dunkelheit nachzuhelfen, schürten nun die Pompejier an den öffentlichen Orten mächtige Feuer an; der Schlammregen und die Windstöße löschten jedoch dieselben alsbald wieder aus gleich den Fackeln, welcher sich die Fliehenden bedienten, und die dichte Finsterniß, die nach jedem vergeblichen Versuche, diese Schreckensnacht zu erhellen, stets wieder die Oberhand gewann, hatte dann etwas doppelt Schauerliches.

Von übernatürlicher Furcht erfaßt, verwildert und gespensterartig aussehend, trafen bei solchen Feuern, die

vergebens gegen den Schlammregen und gegen Windstöße ankämpften, oft ganze Schaaren Flüchtender zusammen, um die erloschene Fackel hier an den Flammen, die eben zu erlöschen drohten, wieder anzubrennen. Selten nahmen sich diese scheu blickenden Leute Zeit mit einander zu reden, zu rathen oder um Rath zu fragen, denn ununterbrochen fiel jetzt der Aschenregen und löschte schon in der nächsten Minute die Fackeln wieder aus, bei deren ungewissem und schwankendem Lichte sich die Rettung Suchenden starr und verzweifelnd angeblickt hatten.

Rettung suchten Alle, an welchem Orte aber diese zu finden, das wußte Niemand auszusprechen; vom Strande trieb das sich aufthürmende Meer die Fliehenden zurück, während in der Stadt der Tod durch den Einsturz der Gebäude drohte und im Freien der Aschen- und Steinregen so dicht fiel, daß Alle zurückschreckten und, in dem Drange ein schützendes Obdach zu finden, wieder heim nach Pompeji liefen, das bereits theilweise in Trümmern lag.

Alle Grundpfeiler des geselligen Lebens waren eingestürzt, und bei dem Leuchten blendender Blitze sah man den frechen Räuber Schätze und Kostbarkeiten aus den Häusern schleppen. Mit teuflischem Lachen rannte er durch die Gassen, er, der Gottverlassene, der die Schrecken der Elemente seine getreuen Verbündeten nannte.

Wenn in der dichten Finsterniß ein Vater oder eine Mutter von einem theuern Kinde getrennt worden war, so zeigte sich keine Hoffnung zur Wiedervereinigung, denn

Alles lief, nur auf die Erhaltung des eigenen Lebens bedacht, verwirrt und wie blind durcheinander.

Keine Familie hatte mehr Gefühl für die Verluste, die bereits andere getroffen, und um sich einen Weg durch den Knäul des Getümmels zu bahnen und die Seinen vor dem Tode des Erdrückens zu bewahren, hieb Mancher mit dem Schwerte erbarmungslos in die Haufen, wodurch das Bild dieser Schreckensnacht noch eine unheimlichere Färbung erhielt.

Das gespenstische Weiß, womit der Aschenregen den Boden bedeckte, wurde von dem Blute geröthet, das den Wunden entströmte, und über unglückliche Menschen, die theils von Steinblöcken zerschmettert, theils von der Hand ihrer Mitbürger erschlagen worden waren, drängte und schob sich Alles vorwärts.

Das Stöhnen Sterbender, die man schonungslos unter die Füße trat, mischte sich mit dem Jammer und Gekreische der Weiber und Kinder, und durch all' dieses wüste Schreien, Rufen, Stöhnen und Ächzen tönte, Jeglichem vernehmbar, das mannigfaltige Getöse des schrecklichen Berges, das zischende Aufkochen in seinem Innern und das Krachen und Donnern unter dem stoßweise sich schüttelnden Boden.

Um das beispiellose Ungemach, welches die rathlos Hin- und Hereilenden bis jetzt zu erdulden hatten, noch zu erhöhen, führten heulende Windstöße feinen brennen-

den Staub und vergiftende Dünste aus der Höhe herab, wodurch Allen der Athem gehemmt und Vielen das Bewußtsein gänzlich geraubt wurde.

Eine nie gefühlte Beklemmung und Angst bemächtigte sich jedes Gemüthes, und unter Fieberschauern erbebten die Nerven des schweißgebadeten von den Schrekken der Elemente fast zu Tode gehetzten Volkes.

Dieser Zustand konnte unmöglich mehr lange währen, denn selbst das zerstörende Wirken der Natur hat ja seine Grenzen. Mit diesem Schluße trösteten sich die Besonnensten, die das Wüthen des Vulkans keiner Steigerung mehr fähig hielten; die Enttäuschung folgte jedoch fast urplötzlich dem Gedanken und zum neuerlichen Entsetzen Aller wurde die Finsterniß anhaltend und grauenvoll erhellt. Als das geschah, glich der Vesuv einer einzigen ungeheuern Feuersäule; der Gipfel schien mitten entzwei gespalten und düsterroth und langsam quollen nun Ströme geschmolzener Lava zu der dem Verderben geweihten Stadt herab.

Plötzlich senkte sich ein dunkler Schatten nieder, und ehe man noch hiefür eine Erklärung finden konnte, bebte und schwankte einer der beiden riesigen Gipfel, in welche die Spitze des Vesuvs sich getheilt hatte, und stürzte dann mit einem Getöse, dessen ungeheure Gewalt in keiner Sprache beschrieben werden kann, von seinem brennenden Fundamente herab. Als Glutlavine rollte der geborstene Gipfel den Berg herunter und zu gleicher Zeit

quoll aus dem obern Schlunde eine Säule des dicksten Rauches, der sich pfeilschnell durch die Luft, über das Meer und über die Erde hinwälzte.

Ein Regenschauer und wieder ein Schauer von Asche, dichter wie zuvor, überflutheten von Neuem die Straßen und abermals hüllte der Schleier der Finsterniß Alles ein. Die Erdstöße folgten nun so rasch und so heftig auf einander, daß Alles im Kreise der Oberfläche bunt durcheinander fiel, und zu gleicher Zeit ertönte ein fürchterliches Krachen durch die ganze Stadt, in welcher Dächer, Mauern und Säulen über einander hinstürzten. Welch' ein entsetzliches mit Grauen erfülltes Bild! —

Mild dämmerte endlich der Morgen über die noch immer zitternde und bebende Tiefe herein. Die Winde hörten auf zu toben, das Meer beruhigte sich und ward stille. In seltener Pracht und Majestät ging alsbald die Sonne auf und das Licht begann endlich wieder seine Herrschaft zu behaupten.

In der Ferne trieben die zerrissenen Überreste der verheerenden Wolke durch den Himmelsraum, und nur noch manchmal leuchtete ein Blitz; die weißen Mauern aber und die schimmernden Säulen, die noch vor wenigen Stunden die Küste geschmückt hatten, sah man nicht mehr.

Öde und giftige Dämpfe von sich hauchend, lagen die Ufer da, die noch gestern von den Städten Pom-

peji und Herkulanum begrenzt gewesen waren. Zerstreut und Obdachlos irrten einzelne Einwohner umher, die meisten aber lagen bei den weißen Mauern und schimmernden Säulen tief unten verschüttet und die stockenden Lavaströme wölbten sich als ein riesiger dunkler Sargdeckel über ihnen.

Beinahe 17 Jahrhunderte waren in den Strom der Zeit hinab gesunken, als die Stadt Pompeji aus ihrer schweigenden Gruft wieder ausgegraben wurde. Viel thaten hiebei die Österreicher und Franzosen; die Auffindung war lohnend, und die Mauern erscheinen noch jetzt so frisch, als ob sie gestern erst bemalt worden wären; keine Farbe ist verblichen.

In dem Forum stehen halb vollendete Säulen, so wie sie von den Händen der Arbeiter verlassen wurden, und neben den Bäumen in den Gärten der Pompejier stieß man häufig auf den Opferdreifuß, während man in den Hallen aufgehäufte Schätze und in den Gemächern goldene und silberne Schüsseln und Pokale antraf, in welchen Speisen und Weine aufgetragen worden waren, bevor das Gottesgericht jene Leute, an welchen sich die Langmuth des Herrn erschöpft, sammt den stolzen Werken ihrer Hände aus dem Strahle der Sonne hinweggetilgt hatte.

Nichts fehlt in der wieder zu Tage geförderten Stadt als — die Bewohner; nur Gerippe sind von

ihnen übrig geblieben, und aus den verödeten wieder ausgegrabenen Häusern und Straßen weht den Besucher eisig die ernste Lehre an: „Fürchtet den Herrn und meidet das Böse, denn winzig und machtlos ist der Mensch gegen die Elemente, die ein Wink des Schöpfers entfesselt!“

Die Schiffer,

oder:

Des Frevels Folgen.

In der großen Provinz Nordland erhebt sich unter dem 68. Breitegrade unferne der norwegischen Küste eine spitze Felsenmauer von ungefähr 1,600 Fuß. Diesen Felsenberg nennen die Normänner Helseggen, das heißt der Wolkige.

Die ganze Natur zeigt hier den Charakter des tiefsten Ernstes und mitunter den einer seltenen Erhabenheit, welche den Fremden mit Grauen erfüllt. So weit das Auge reicht, dehnen sich, wie die äußersten Schutzwälle der Erde, lange Linien von zackigen Felsen aus, die bald schroffe Thalwände, bald ewig umdunkelte Schluchten und häufig Abgründe zeigen, in welche der beherzteste Kletterer und Möveneiersammler nur unter dem Gefühle des Schwindels schauen kann.

Unaufhörlich brechen sich an dem Granitfundamente dieser schwarzen Felsenwüste, deren traurige Öde nur der Schrei der hier in Unzahl nistenden Möven belebt, die schäumenden Wogen des Meeres, welches hier unter dem

Namen Maelstrom*) einen der schauerlichsten und gefährlichsten Wirbel bildet, gegen welchen je muthige Schiffer in Todesnoth erfolglos gekämpft.

Die Ursache dieses Wirbels, welcher zwischen Lofoden und den Inseln Ver (Burrgh) und Moskö tobt, ist die Bewegung der Meereswellen, die sich im Augenblicke der Ebbe und Fluth erheben und nach kurzer Ausdehnung zurückprallen, weil nämlich eine Art Mauer, gebildet von Felsen und Sandbänken, das Wasser an allen Punkten abstößt und es zwingt kataraktenartig zurückzustürzen. Je mehr also die Fluthen steigen, desto tiefer muß ihr Fall sein, und dieser zweifachen Bewegung, die sich, wie schon erwähnt, nach Fluth und Ebbe richtet und regelmäßig von 6 zu 6 Stunden wechselt, verdankt der unheimliche Wirbel, der erbarmungslos Alles hinabzieht, was er einmal erfaßt, sein Dasein.

Sobald das Meer anfängt zu steigen und sich auszudehnen, stürzt die Strömung zwischen Lofoden und den vorerwähnten Inseln mit merkwürdiger Schnelligkeit und mit einem donnerartigen Getöse hin; am heftigsten ist dieses Getöse jedoch zur Zeit der Ebbe. Man hört es dann mehrere Meilen weit und die Gewalt des Wirbels ist dabei so ungeheuer, daß selbst das größte Kriegsschiff, einmal in den Bereich des schwingenden Kreises gezogen, welcher den Abgrund umgibt, diesem eben so wenig Widerstand leisten

*) Die Normänner sprechen: Moskőstrom.

könnte, wie ein dürres Blatt dem Sturmwinde, der es unaufhaltsam fortreißt.

Sobald die Wogen sich wieder glätten, erscheinen die Trümmer alles Dessen, was auf solche Weise verschlungen wird, wieder auf der schäumenden Oberfläche. Diese Zwischenräume treten jedoch nur in dem rückkehrenden Wechsel von Fluth und Ebbe ein, und währen nie länger als eine Viertelstunde. Ist diese Frist abgelaufen, so gerathen die Wogen allmählig wieder in die vorbeschriebene wilde Aufregung, und wenn die Strömung den Höhepunkt ihrer Heftigkeit erlangt hat, oder wenn gar ein Sturm ihre Wuth steigert, so ist es selbst eine Meile von dem Moskówirbel noch gefährlich.

Selten vergeht ein Jahr, während welchem nicht Fahrzeuge, die sich in unzulänglicher Entfernung von dem schauerlichen Wirbel hielten, von demselben verschlungen werden; nicht selten erfaßt diese Strömung auch Wallfische. Ein unbeschreiblicher Kampf entspinnt sich dann; die überlegene Gewalt des Elementes stürzt aber auch diese sonst das Meer beherrschenden Riesenthiere in die Tiefe des Abgrundes, wo sie an den scharfen Felsklippen ein schreckliches Ende finden.

In Folge der getreuen Schilderung dieser seltenen Naturerscheinung, die alles Lebende mit dem Tode und alles Leblose mit Zertrümmerung bedroht, wird wohl Jeder glauben, daß nie Jemand vermessen hier Gott in dem Elemente versuchte, welches mit dem Donner seiner weithin

hallenden Stimme gleichsam beständig warnt, ihm ferne zu bleiben.

Im Allgemeinen ist das nun wohl der Fall, denn die tüchtigsten Schiffer und Wallfischfänger, welche die Küste Lofodens bewohnen, vermeiden den Moskőstrom gleich dem Abgrund der Hölle. Nur für zwei aus ihrer Zahl galten zu Ende des vorigen Jahrhunderts die brüllenden Donner des schäumenden Wirbels nicht als Warnung, und gerade an jenen schrecklichen Punkten, welche selbst von den Beherztesten geflohen wurden, warfen sie seit Jahren ausschließlich ihre Netze aus.

Diese tollkühnen Männer besaßen zusammen eine hübsche, wohlgetackelte Schmack von etwa 70 Tonnen Gehalt, und in dieser fischten sie gewöhnlich bei Burrgh und jenseits Moskő. Während der heftigsten Springfluth ist der Fang hier fast immer ein reicher für den, der die Gelegenheit zu benutzen weiß und dem es nicht an Todesverachtung gebricht.

Die gewöhnlichen Fischereiplätze sind mehr an der Südküste, und da man auch hier jederzeit Fische antrifft, ohne dabei ein großes Wagniß bestehen zu müssen, so zieht man natürlich diese Orte vor; wenn man sich jedoch mitten zwischen die Klippen wagt, so findet man nicht blos die schönsten Gattungen Fische, sondern auch eine übergroße Menge, und so fingen denn die beiden vermessenen Schiffer oft während einiger Stunden mehr als ihre minder waghalsigen Gefährten in einer ganzen Woche. Ihr Muth und

ihre Todesverachtung ward für sie zu einer ergiebigen Spekulation, die jedoch unter ihren besonnenern und christlicher denkenden Standesgenossen keine Nachahmung fand. Lieber arbeiteten diese emsig und unverdrossen die ganze Woche, und lieber begnügten sie sich mit einer geringern Beute, denn für ein Netz voll schöner Fische wollte keiner sein Leben einsetzen. Aus dieser ihrer Gesinnung machten die wackern Leute gegen die beiden Waghälse kein Geheimniß, und so oft sich Gelegenheit bot, tadelten sie die Vermessenheit derselben.

„Der liebe Gott will, daß man durch Arbeit und Fleiß sich des Tages Brot auf rechtliche Weise verdiene, und bei euch ist es die höchste Zeit, daß ihr die Wahrheit dieses Satzes zu Herzen nehmet, bevor euch das Verderben erbarmungslos erfaßt.“ So sprach einmal ein schlichter greiser Schiffer zu den Beiden, als er sie eines Abends am Strande begegnete.

Hubert, so hieß der jüngere der Waghälse, begnügte sich die wohlgemeinte Warnung zu verlachen, der andere aber, Namens John, wendete sein immer finsteres Gesicht erzürnt dem Greise zu und sagte: „Daß Du*) uns zuredest die Fahrten, die Dir noch weit gefährlicher erscheinen, als sie wirklich sind, einzustellen, das nehme ich Dir nicht übel, denn ich weiß, daß Du es mit Jedermann gut meinst, Schmähungen aber laß' ich mir von Dir deshalb

*) Das Duzen ist hier unter den Landleuten durchaus üblich.

doch nicht gefallen, und wenn Du Dir für's Künftige im Warnungen Ertheilen gefällst, so wähle wenigstens keine beleidigenden Worte."

Der Greis schwieg einige Augenblicke, indem er das, was er vorhin gesprochen, in Gedanken wiederholte; gutmüthig lächelte er dann und sagte: „Ich wollte Dich nicht beleidigen, John, und habe auch nichts gesprochen, was Du mir übel nehmen könntest."

„Du sagtest, der liebe Gott wolle, daß man sich des Tages Brot durch Mühe und Fleiß auf rechtliche Weise verdiene, was wir beherzigen mögen. Das will so viel sagen, wir verdienen unser Brot auf unrechtliche Weise, was ich, so gerne ich Dich auch habe, nicht zum zweiten Male hören möchte."

„Es freut mich wahrhaftig, John," entgegnete da der Greis, „daß Du ungehalten über diesen meinen Ausdruck bist, denn Du scheinst sonach gar nicht zu wissen, wie schlecht und unrechtlich Dein Handeln ist."

„Ich habe oft gehört, daß man im hohen Alter wieder kindisch werde und seh' nun an Dir, daß das vollkommen wahr ist, denn sonst könntest Du unmöglich so albern daherreden." Mit schlecht unterdrücktem Grolle sprach John diese Worte, kehrte dem ehrlichen alten Manne den Rücken zu und wollte gehen.

Fest entschlossen seinen Worten hier Geltung zu verschaffen, hielt der Greis den trotzigen John zurück und

sagte: „Du meinst wohl, daß nur der unrechtlich und auf schlechte Art sein Brot verdient, welcher es durch Betrug oder Diebstahl gewinnt, und denkst dabei nicht, wie weit Dich und Deinen Kameraden die Arbeitsscheue bereits gebracht hat.“

„Arbeitsscheue“ — lachte John, sich den Anschein gebend, als sei der ehrliche Alte gar nicht im Stande, ihn ernstlich böse machen zu können.

„Ja, Arbeitsscheue,“ wiederholte der Greis; „spotte, wie Du willst, ich habe hier doch den Nagel auf den Kopf getroffen und den rechten Ausdruck gewählt. Arbeitsscheue ist es, die euch Beide antreibt, eure Netze da auszuwerfen, wo man in ein paar Stunden mehr fängt, als an den Küstenplätzen während einer ganzen Woche.“

„Ich denke,“ spottete John, „daß das auch Klugheit sein könne, denn es ist doch gewiß gescheider, in einigen Stunden sich so viel zu erwerben, daß man für die ganze Woche geborgen ist und nichts weiter zu thun braucht, als jeden Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abende sich zu plagen und am Schlusse der Woche doch kaum so viel zu haben, wie wir in ein paar Stunden.“

„Du sprichst eben da in einer so gewissenlosen Weise, wie man manchmal Wucherer reden hört, die durch allerlei Kunstgriffe die Leute übervortheilen und dabei für sich auf einmal mehr gewinnen — freilich nur für diese Welt —

als ein fleißiger Mann durch eifrige Arbeit in einer Woche oder gar in einem Monate."

Unwillkürlich fuhr da John's Hand nach dem Griffe seines Fischermessers. „Schweig', einfältiger Alter!" rief er drohend, und verwechsle mein Thun und das meines Kameraden nicht mit betrügerischen Geschäften, die ein gewissenloser Wucherer macht. Ich übervortheile Niemand, betrüge Niemand —"

„Als Dich selbst und Deinen Kameraden," sprach in mildem, väterlichem Tone der gute Greis. „Ja, John," wiederholte er, „Du handelst grundschlecht an Dir und an Hubert, den Du zu Deinen waghalsigen Fahrten überredet hast. An jedes Netz voll Fische setzest Du Dein und sein Leben und spielst dabei um fremdes Eigenthum und um das kostbarste Gut, was der Schöpfer dem Menscheu anvertraut. Unter diesem kostbaren Gute verstehe ich Deine und Hubert's Seele. Unrechtlich handelst Du auch an Deinem Schöpfer, weil Du mit Vorbedacht und Überlegung das Dir anvertraute Gut fortwährend in Gefahr bringst verloren zu gehen. Undankbar handelst Du ferner an unserm Erlöser, der die Seele des Menschen so hoch achtete, daß Er zum Heile dieser Seele freiwillig am Kreuze starb. In grenzenloser Verblendung weisest Du die rettende Kraft dieses heiligsten Blutes von Dir, denn Du willst verloren sein; für Dich gibt's kein Golgatha, denn Dir ist ein schnell zu Stande gebrachtes Netz voll Fische lieber als Dein und Hubert's ewiges Heil."

Hubert war sichtlich von des frommen alten Schiffers Worten ergriffen, John's Gesicht aber verrieth keinen Funken besserer Regung. „Du hättest Dich um ein Predigeramt umsehen sollen," lachte John, „denn Du zeigst dazu viel Geschick; ich bin ordentlich erstaunt, wo Du die salbungsreichen Worte alle auffindest."

„In der Kirche, John," entgegnete in wehmüthigem Ernste der Greis; „in der Kirche," wiederholte er, „wo ich an Sonn- und Feiertagen das Wort Gottes anhöre und mich an den ewigen Wahrheiten stärke. Da findest freilich Du nichts, weil Du in Deiner Verstocktheit dort auch nichts suchst. Ach, lieber John, ich bitte Dich, sei nicht so hart gegen Dich, stelle Deine frevelhaften Fahrten ein und laß' die Kirchen nicht unbeachtet stehen. Schau, unser Volk ist als besonnen, mäßig, rechtlich und gottesfürchtig bekannt, mach' daher Du keine Ausnahme; besinn' Dich, wenn es Dich ferner verlangen sollte, unter drohender Lebensgefahr Fische heimzuholen, an die Pflichten, die Du Gott und Deiner Familie schuldig bist; gewiß wirst Du dann nach unsern Fischereiplätzen die Schmack hinlenken; brauchst Du dann auch sechs Tage, um so viel zu fangen, wie früher in ein paar Stunden, so ist das Brot, das Dich nährt, dann doch ein auf besonnene und rechtliche Art verdientes. Glaube mir, der Müssiggang, den Du außer Deinen waghalsigen Fahrten pflegst, wirkt auf Dich und auf Deinen Kameraden verderblich, und in den raucherfüllten Branntweinstuben geht eurer Erwerb, auf dem kein Segen

ruht, rasch dahin. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt's bei euch Beiden, und wenn ihr nicht ein anderes Leben anfangt, so bringt ihr eure Familien noch in's bitterste Elend und euch selbst in ein Verderben, aus welchem kein Entrinnen möglich ist. Es heißt, ein gutes Wort findet einen guten Ort; nehmt daher meine gewiß gut gemeinten Worte unter Erweckung eines guten Vorsatzes freundlich auf und lasset besonders an Sonn- und Feiertagen eure Schmack und eure Netze ruhen; schenkt dem Ton' der Glocken, die zur Kirche rufen, Beachtung, und gebt nicht ferner dadurch ein schlechtes Beispiel, daß ihr in der theerbefleckten Lederjacke am Tage des Herrn dem brüllenden Donner des Moskö zusteuert, während das Volk und auch alle eure Standesgenossen Gott für die glücklich durchlebte Woche danken und sich für die künftige seinem Schutze empfehlen."

Hubert, welcher die Wahrheit, die der ehrliche Alte geredet, lebendig im Herzen empfand, nickte beifällig; einen scheuen Blick warf er über das Meer nach jener Stelle hin, wo der Mosköwirbel lärmte, und indem er dabei dachte, wie er sich mit John dort schon den furchtbarsten Gefahren ausgesetzt, überlief es ihn eisigkalt.

John, der gar wohl merkte, die Worte des alten Schiffers verfehlen bei seinem Kameraden die beabsichtigte Wirkung nicht, wendete diesem und dem Greise den Rücken zu und schied von den Beiden ohne Gruß mit einem Blicke der tiefsten Geringschätzung.

„O Herr erbarme dich seiner, denn er weiß wahrhaftig nicht, was er thut," sprach der Greis, indem er, von dem tiefsten Mitleide ergriffen, dem trotzigen John nachschaute. Nach einer Weile wendete er sich dann wieder zu Hubert und sagte: „Meide die Gemeinschaft mit dem verstockten Menschen, der eben von uns ging, denn sie ist für Dich so schädlich, wie der Genuß eines Giftes, das, wenn auch nicht gleich, doch sicher den tödtet, der davon ißt."

„Ja, Du hast recht, ich werde mich von ihm loszumachen suchen."

„Hubert, das ist nur ein halber Vorsatz, mit dem ich mich nicht zufrieden stellen kann. Dein: Ich werde mich von ihm loszumachen suchen, zeigt mir deutlich, Du habest nicht moralische Kraft genug, dem John in's Gesicht zu sagen: Stell' die vermessenen Fahrten ein und werde ein anderer Mensch, dann arbeite und schaffe ich gerne, wie zuvor, mit dir, im entgegengesetzten Falle aber will ich mit dir nichts mehr zu schaffen haben."

„Das würd' ich von Herzen gerne thun, wenn die Schmack nicht unser gemeinschaftliches Eigenthum wäre, da das aber leider der Fall ist und John nicht plötzlich dem überaus ergiebigen Fischfange entsagen wird, so muß ich da schon etwas allgemach zu Werke gehen; unaufhörlich aber will ich ihm zusetzen und ihm in der Weise Vorstellungen machen, wie Du es vorhin gethan; immer seltener werden wir so über den Moskö fahren und endlich werden wir es ganz und für immer unterlassen."

„Und bis das geschieht, soll auch die Langmuth Gottes ausharren? — Wie viel Vermessenheit liegt doch in einem solchen Vorsatze. Du siehst, wie deutlich aus Deinen Reden hervorgeht, bereits ein, daß Du Dich an Gott dadurch schwer versündigtest, indem Du Dein Leben und das Heil Deiner Seele bei jeder der waghalsigen Fahrten auf's Spiel setztest, und willst doch nur allmählig aufhören zu sündigen; Dein Antheil an der Schmack gilt Dir sonach mehr als Dein Schicksal; diesen Antheil scheinst Du höher anzuschlagen, als die Versöhnung mit Gott, die nur durch eine aufrichtige thatkräftige Reue und durch ein plötzliches Brechen mit John, dem bösen Versucher, zu bewerkstelligen ist."

„Ei," entgegnete Hubert, „Du siehst im Betreffe der Gefahren des Moskö doch auch etwas zu schwarz und scheinst gar nicht zu erwägen, daß wir die Fahrten nicht so auf's Geradewohl, sondern mit der äußersten Vorsicht machen. Schau, unsere Schmack liegt in einer sichern Bucht, eine Meile von dem Orte, wo wir hier stehen; nur bei dem klarsten, schönsten Wetter machen wir das Fahrzeug los und benutzen dann die Viertelstunde Gnadenfrist, die der Moskőstrom zwischen Ebbe und Fluth läßt, wobei wir den Kanal rasch und weit oberhalb jenes Trichters passiren, der Alles in den Abgrund zieht. An Stellen, wo die Wirbel am schwächsten sind, lassen wir dann den Anker in den Grund und werfen, ich versichere Dich, ganz außer dem Bereiche der Gefahren unsere Netze aus. Ist der Fischzug

geglückt, so rühren wir uns immer so lange nicht von der Stelle, bis sich der Moskö wieder von Neuem beruhigt, und fahren erst dann wieder rasch, wie wir gekommen, mit der Schmack über den Kanal zurück. Während sechs Jahren bewahrte uns diese stets angewendete Vorsicht vor jeder schwerern Gefahr, und nur zweimal mußten wir in Folge einer plötzlich eingetretenen Windstille die Nacht vor Anker zubringen. Ein andermal wurden wir wider unsern Willen gezwungen zu landen und eine ganze Woche mit Lebensmitteln auszukommen, mit welchen wir uns bloß auf 24 Stunden vorgesehen hatten. Die Ursache war ein Sturm, der sich plötzlich mit unerhörter Heftigkeit erhob, als wir kaum unsern Küstenstrich erreicht hatten. Bei solchem Wetter war nun freilich mit dem Kanal nicht zu spaßen und es fehlte nicht viel, so wären wir ohne Gnade und Barmherzigkeit in das Meer hinaus und dem donnernden Mosköwirbel zugetrieben worden; umhergeschleudert von den Wellen, hatten wir nämlich unsern Anker falsch ausgeworfen und mußten ihn wieder zurückziehen. Zum Glücke geriethen wir in eine der tausend Querströmungen, welche sich heute hier, morgen da bilden und eben so wieder verschwinden; rasch führten uns diese Querströmungen unter dem Winde nach Flimen und — Gott sei Lob und Dank — hier hielt unser Anker Grund. Schau, so fanden wir stets Mittel, dem Mosköstrome, so weit und gewaltig dieser blutdürstige Riese auch mit seinen Armen um sich schlägt, zu entkommen, und nur manchmal, wenn wir bei der Viertel-

stunde Gnadenzeit, die er gewährt, einige Minuten zu früh oder zu spät kamen, wurde es mir etwas bange um's Herz. Das kann man nun freilich nicht immer vermeiden, denn mitunter bläst der Wind nicht so stark als wie bei der Ausfahrt, oder die Strömung ist toller als sie soll, wodurch natürlich der Lauf eines Fahrzeuges ungemein gehemmt wird. Da hieß es dann freilich auf Alles wohl Acht haben und auf drohende Gefahren gefaßt sein; wir jedoch kamen stets mit dem bloßen Schrecken davon."

Unter einem Gefühle des Grauens hörte der alte Schiffer auf Huberts Mittheilung und in der Annahme, diese seine Erzählung werde den Greis beruhigen, sagte Hubert noch: „Du siehst also, daß unsere Fahrten nicht gar so waghalsig sind, und da wir sie während sechs Jahren wohlbehalten machten, so hoffe ich, es könne auch noch einigemale, ohne deshalb in schwere Noth zu gerathen, geschehen. Getreulich will ich halten, was ich Dir versprochen; das heißt, ich werde immer seltener, nie aber mehr an einem Sonn- oder Feiertage über den Kanal fahren; auch will ich den leisesten Unfall, der außer unserer Berechnung liegt, benützen und dem John frischweg sagen: Ich fahre nicht mehr über den Moskö, und wenn du meine Gesinnung nicht theilst, so zahle mir meinen Antheil von der Schmack heraus. Gib Dich nur zufrieden, guter Alter, es wird schon Alles recht werden."

„Das gebe Gott," sprach der Greis schwer aufseufzend, und da er unter tiefem Kummer die Überzeugung

gewann, Hubert sei nicht zu bestimmen, sogleich und ohne jeglichen Vorbehalt mit John zu brechen, so ermahnte er ihn mindestens zu einem gewissenhaften Kirchenbesuche, hoffend, das Wort Gottes werde seiner Verblendung abhelfen und seinen halben Vorsatz, dem Versucher zu widerstehen, zu einem ganzen, unerschütterlichen kräftigen.

Der gute alte Mann täuschte sich jedoch ganz und gar in den Hoffnungen, die er auf den leichtfertigen Hubert setzte, denn dieser vergaß alsbald die Unterredung am Strande. Der Spott Johns wirkte nämlich mächtiger auf ihn wie die wohlgemeinte Warnung, und wenn auch im Innern zaghafter, so fuhr er doch wie früher mit John über den lebensgefährlichen Kanal. Dabei wurde auch gar nicht Acht gegeben, ob es gerade Sonn- oder Feiertag sei, denn man wählte eben einen windstillen freundlichen Tag, und benutzte einen solchen ohne erst lange in den Kalender zu schauen, ob er nicht etwa roth angemerkt sei.

Ein solcher beharrlicher Frevel konnte nun freilich nicht immer ungestraft bleiben, und das alte aber wahre Sprichwort: Der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht, mußte endlich Geltung finden.

Ungeahnt rückte die Zeit dieser Vergeltung immer näher, und als die beiden Waghälse gegen Ende des Monats Juli ihre Schmack aus der Bucht lenkten, wo diese unbeweglich auf dem heute spiegelglatten Meere ruhte, ahnte keiner das entsetzliche Verhängniß, das bereits ihrer harrte.

Prachtvoller als je strahlte an diesem Morgen — es war ein Sonntagsmorgen — die Sonne, und selbst der älteste Seemann wäre nicht im Stande gewesen vorherzusehen, daß urplötzlich ein Witterungswechsel von so schrecklicher Art sich einstellen werde, wie man ihn nur manchmal in den Tagebüchern von Seefahrern verzeichnet findet, die ihr ganzes Leben unter allen Zonen und Jahreszeiten auf den Meeren treiben.

Während der Fahrt über den verhängnißvollen Kanal war John heute aufgeräumter wie gewöhnlich. Der warme freundliche Sonnenschein schien sein fast immer finsteres Wesen auf einige Stunden zu verscheuchen, und in einer an ihm ungewohnten Redseligkeit machte er sich gegen Hubert über die Schiffer lustig, die es nicht einmal an einem so prachtvollen Tage wagen, zwischen Springfluth und Klippen jenseits des Moskö zu fischen. Stimmte Hubert in den Spott auch nicht ein, so machte er doch auch keine Gegenrede und freute sich vielmehr im Stillen auf einen recht ergiebigen Fang; als aber in seltener Klarheit das Getön der Glocken, die an der felsigen Küste zur Kirche riefen, zu seinem Gehöre drang, so ward es ihm auf einmal recht schwermüthig um's Herz. In der theerbefleckten Lederjacke saß er in der Schmack und zog auf Beute aus, während seine Gefährten ein frommes Lied zum Tone der Orgel sangen und an dem Worte des Herrn sich stärkten. Das erwägend, ward er zum ersten Male recht unzufrieden mit sich selbst und er versuchte im Stillen ein Morgengebet zu

sprechen. Es war dies jedoch eine von Gewissensbissen gestörte unerquickliche Andacht, denn wie konnte auch der liebe Gott eine Erhebung bei einem Betenden zulassen, der dabei, um von seinem Kameraden nicht verspottet zu werden, sich an dem Takelwerke beschäftigte, und statt in der Kirche Trost und Stärkung, Beute in der Nähe des Moskőstromes suchte, der auch bei den windstillsten klarsten Tagen nie ungefährlich ist.

Ohne den mindesten Unfall kamen die beiden Schiffer diesmal über den Moskő, und schon gegen 2 Uhr Nachmittags hatten sie so viele Fische gefangen, daß sie eine große Anzahl derselben wieder über Bord werfen mußten, wobei ihnen die Wahl gar schwer fiel, denn die Fische waren heute fast durchaus gewichtige und große.

„Das ist der reichste Zug!" rief John, „den wir je gethan, und ich glaube, daß die eben gemachte Erfahrung, wie überaus lohnend die Fischerei hier sei, uns die Fahrt über den Kanal sicherlich nicht entleiden werde."

Auch der überaus zahlreichen und schönen Fische konnte sich Hubert heute nicht freuen, denn der Ton der Kirchenglocken summte ihm immer noch in den Ohren und rief gar mächtig die gutgemeinten Warnungen und Vorstellungen in seinem Innern wach, die jener greise fromme Schiffer schon vor mehreren Wochen an ihn und an John gerichtet hatte. Er sehnte sich nach Hause, um sich ungestört seinen Gedanken überlassen zu können, und die Zeit, die man wartend hinbringen mußte, bis der Moskő zwischen

Fluth und Ebbe die gewöhnliche Gnadenfrist für die Überfahrt gönnte, wurde ihm unerträglich lange. Recht willkommen war ihm daher endlich die Aufforderung Johns, der die Uhr aus der Tasche zog und ihm zurief: „Es ist Sieben, nun mach', daß wir fortkommen!" Behende wurde nun der Anker aufgehaspelt, und rasch ging's dann zurück, denn die Schiffer mußten, um die Gnadenfrist zur Überfahrt benützen zu können, Punkt 8 Uhr am Kanale anlangen, von dem sie ziemlich weit entfernt waren.

Ein frischer Wind trieb die Schmack vorwärts; keiner der beiden Schiffer hegte die mindeste Furcht, denn nirgends zeigte sich ja eine Veranlassung dazu. Plötzlich hielt jedoch das Fahrzeug in seinem Laufe an; der Wind schlug um und pfiff heftig vom Helseggen herüber.

Das war nun freilich ganz außer aller Ordnung, und da den beiden vermessenen Leuten nie so etwas vorgekommen war, so begannen sie unruhig zu werden, ohne eigentlich recht zu wissen, ob wirklich eine Gefahr drohe. Kopfschüttelnd drehten sie das Schiff nach dem Winde, aber es kam auch so nicht vorwärts, denn die urplötzlich entstandenen Wirbel drängten es immer wieder zurück.

John, der seinen Gleichmuth bis jetzt nie in einer bedenklichen Lage verloren, machte den Vorschlag, auf den Ankerplatz zurückzukehren, als er aber dabei einen Blick hinter sich warf und wahrnahm, wie eine kupferrothe Wolke mit erschreckender Raschheit am Himmel herauf stieg,

wurde sein Gesicht so bleich, wie der Schaum der Wellen, die an die Schmack anschlugen.

Der Wind, der eben noch heftig vom Helseggen herüber geblasen, legte sich plötzlich, und während der totalen Windstille, die nun eintrat, trieben die immer zahlreicher sich bildenden Wirbel die Schmack bald da, bald dort, kurz nach allen Richtungen hin.

Nun gab es keine Zeit mehr zum Überlegen, denn in weniger als in einer Minute brauste ein Sturm daher; in gleicher Raschheit verhüllte die drohende Wolke den ganzen Himmel, so daß die Schiffer plötzlich über sich dichte Finsterniß und unter sich den Wellenschaum hatten, der ihnen in die todesbleichen Gesichter spritzte.

Von Minute zu Minute steigerte sich der Sturm, und ehe man es sich versah, raste er als ein wüthender Orkan, so daß die ältesten Schiffer Norwegens gestehen mußten, so etwas Entsetzliches haben sie während ihres ganzen Lebens nie gesehen.

Bevor der Orkan noch die Waghälse überraschte, hatten diese in verzweiflungsvoller Behendigkeit die Segel eingeholt, trotzdem aber fielen schon bei den ersten furchtbaren Windstößen die beiden Maste der Schmack über Bord, als wären sie am Fuße abgesägt worden.

Wie eine Feder im Winde eben so haltlos trieb nun das Fahrzeug auf dem empörten Elemente; zum Glücke hatte die Schmack ein vollständiges Deck ohne eine andere Öffnung, als eine kleine Lucke nahe am Vordertheile, welche

von den Eigenthümern derselben, so oft sie über den Kanal fuhren, mit getheerten Segeltüchern luftdicht verstopft wurde. Ein solches Verfahren ist in diesen Meeren, wo der Schiffer häufig mit Sturzwellen zu kämpfen hat, ein sehr nothwendiges, und ohne diese praktische Vorsicht wäre die Schmack, die buchstäblich ein paar Minuten unter die Wellen gerieth, jetzt sogleich gesunken.

Wie sich nun John in dieser gewiß verhängnißvollen Lage behalf, davon wußte Hubert nichts; mehr geleitet von dem Instinkte der Erhaltung als von einem berechnenden Gedanken warf er sich im kritischen Momente auf den Boden und umklammerte mit den Händen einen Pflock, der am Fuße des Focksegelmastes befestigt war. Wie lange nun das Wasser über ihm, seinem Gefährten und der Schmack lag, das vermochte er eben so wenig zu bestimmen; den Schrecken der Elemente gegenüber hatte der Arme den Kopf verloren und seine ganze Thatkraft beschränkte sich auf das krampfhafte Umklammern des vorerwähnten Pflockes. Einen Moment lang glaubte er ersticken zu müssen, und ohne seinen Haltpunkt fahren zu lassen, richtete er sich auf den Knien etwas auf; sein Kopf kam dabei aus dem Wasser, und rasch schnappte er da einige tüchtige Züge Luft ein. Fast zugleich erhob sich auch die Schmack, indem sie sich schüttelte wie ein gebadeter Hund, und Hubert that nun sein Möglichstes, um wieder etwas Geistesgegenwart zu gewinnen und zu erwägen, wie die schreckliche Gefahr zu bekämpfen sei.

Während Hubert so die Reste seines Muthes zusammenraffte, fühlte er sich plötzlich am Arme ergriffen; es war John, der von Meerwasser triefend zu ihm hergekrochen und den er schon in den Wellen begraben glaubte. Seine Freude, den neben sich zu wissen, der stets in Gefahren einen rettenden Ausweg fand, war überaus groß und trosterweckend; dieses Gefühl der Freude hatte jedoch nur kurze Dauer und wich plötzlich einem entnervenden Schrecken, als John in Hubert's Ohr schrie: „Der Moskőstrom!"

So sehr auch Sturm und Wellen tobten, vernahm Hubert doch den Ausruf Johns, den dieser mit einer wilden verzweiflungsvollen Geberde begleitete. Alle Schrekken, welche das Wort: „Moskőstrom" umfaßte, traten dabei vor die verzagende Seele des armen Hubert. Der furchtbarste aller Stürme ist hinter uns und vor uns gähnt der Abgrund des Alles zermalmenden Wirbels; vielleicht kommen wir aber doch erst in dem Augenblicke hin, wo das Meer zwischen Fluth und Ebb e die Viertelstunde Gnadenfrist zur Fahrt über den Kanal gönnt; stürmt's dann auch noch, so schadet's nicht, und wir kommen nur um so rascher aus dem Bereiche der Gefahr. Schnell wie der Blitz und unter einem stechenden Kopfschmerz durchzuckten solche Gedanken den an den Pflock Geklammerten, und um diese schwache Hoffnung seinem Gefährten mitzutheilen, mußte er schreien, so stark er konnte, denn das Meer tobte, obgleich

der Wind merklich nachließ, plötzlich so furchtbar, daß jeder Ruf gleichsam im Munde schon hinstarb.

Endlich schien John doch das aufzufassen, was Hubert ihm beständig zurief; statt die ausgesprochene Hoffnung zu theilen, schüttelte der aber, einen fürchterlichen Ausdruck im todtbleichen Gesichte, den Kopf; dabei zeigte er nach dem Horizonte, welcher, obgleich schwarz wie Theer, an einer Stelle eine durchsichtige Wölbung bildete, aus welcher plötzlich die volle Scheibe des Mondes hervortrat."

„Wie kommt der Mond im Hochsommer so frühe an den Himmel; als wir den Ankerplatz verließen, war es doch erst sieben Uhr."

Obgleich John nur theilweise diese Worte vernahm, die Hubert ihm mit der ganzen Kraft seiner Lungen zurief, so errieth er doch dessen Gedanken; unter einer grimmigen Geberde schüttelte er den Kopf, als wolle er sagen: Du irrst dich, es war nicht sieben, und die Uhr, die er schon eine Weile in der Hand hielt, gegen Hubert kehrend, schrie er aus Leibeskräften: „Schau!" Im vollen Mondlichte erschien das Zifferblatt, doch — o Entsetzen — die Uhr zeigte auch jetzt noch sieben; sie war sonach stehen geblieben, der günstige Moment zur Fahrt über den Kanal war versäumt, verscherzt die Gnadenfrist und — der Moskö-strom wüthete in seiner ganzen Furchtbarkeit. Das Alles erkennend brach Hubert in Thränen aus und John schleuderte unter einem wüsten Fluche die Uhr, die

Veranlassung ihres gemeinschaftlichen Unglücks, weit von sich in das Meer hinaus.

Bei dem Scheine des Mondes, von dem sich gleichsam das dunkle Gewölke zurückzog, konnten die beiden unglücklichen Schiffer nun Alles deutlich erkennen, doch — allmächtiger Gott — welche Scene beleuchtete dieser hell und prachtvoll glänzende Mond. Die Wogen, bisher vom Winde darniedergehalten, thürmten sich zu ungeheuern Bergen auf, und schwieg nun auch der Lärm in dem Luftraume, so polterte und donnerte doch das Meer, als werde hier von sich bekämpfenden Völkern eine Seeschlacht aufgeführt.

Wenn ein Schiff wohlgebaut und gut erhalten ist, so scheinen die Wogen, so lange es auf der hohen See ist, unter dem Kiele hinzugleiten. Die Landbewohner, gewohnt an den festen Tritt auf einem festen unbeweglichen Boden, setzt so etwas in Erstaunen, die Seeleute aber kümmern sich in der Regel wenig darum.

In dem eben beschriebenen Sinne war auch die Schmack bis jetzt von Welle zu Welle gegliten, plötzlich aber wurde dieselbe von einer Riesenwoge gerade an der Wölbung des Hintertheiles unter dem Steuerruder erfaßt; die Schwere dieser Woge drückte das Steuerruder nieder, richtete dadurch allmälig das Vordertheil des Fahrzeuges empor und schien Hubert gegen Himmel heben zu wollen, während John in den Abgrund zu fahren glaubte.

Dieses gezwungene Aufsteigen gab nun Hubert von der Höhe der Wogen einen Begriff, den er bisher nie gehabt.

Am Kamme der riesigen Welle angelangt, stürzte das Fahrzeug rasch herab gleich einem Pferde, das auf den Hinterfüßen aufgebäumt, mit ganzer Schwere sich wieder niederläßt. Bei dem Hinabgleiten in den schäumenden Abhang befiel die beiden Schiffer ein Gefühl von Uebelsein und Schwindel; trotz dessen aber benützte Hubert, der in dem ganzen Vorkömmnisse eine wohlverdiente Strafe des Himmels mit seltener Klarheit erkannte, den Augenblick, wo er wieder an der Spitze einer ungeheuern Woge schwebte, um einen raschen Blick auf die Umgebung zu werfen. Mit schrecklicher Gewißheit zeigte ihm dieser Blick, wo sich die Schmack befand; eine Viertelmeile in gerader Linie vor ihr kreiste der schauerliche Wirbel des Moskö-stromes. Das Bild, das sich ihm bot, war zu entsetzlich, um den Anblick desselben ertragen zu können; er schloß die Augen und drückte die von dem Meerwasser triefende Stirne auf den Pflock, der in Folge der Brandung in seinen Händen zitterte.

So vergingen einige entsetzliche Minuten, während welchen Hubert mit Inbrunst betete und seine Seele wie das Schicksal der Seinen der Barmherzigkeit Gottes empfahl; John hingegen, dessen Herz keiner religiösen Erhebung fähig war, hoffte und vertraute auf nichts

mehr, und unter Todesangst und Betäubung harrte er nur mehr dem Momente der Vernichtung entgegen.

Da fühlten die beiden dem Untergange Geweihten mit einem Male die Wogen sich senken, so daß sie in ein Schaumbett abgesetzt und gleichsam darin begraben wurden. Mit einem mächtigen Geräusche drehte sich die Schmack halb um und schoß dann mit betäubender Schnelligkeit in der neuen Richtung dahin; zugleich löste sich das Donnerschlägen gleiche Getose der Wogen in ein schrillendes Gezisch auf, und als die beiden Unglücklichen, aus den Sturzwellen auftauchend, instinktmäßig die Augen öffneten, erkannten sie, daß sich die Schmack nun in dem Schaumkreise befinde, welcher beständig den Wirbel umgibt. Welche grause Wahrnehmung, welche entsetzliche Empfindung! —

Obwohl die Beiden glaubten, sie werden nun ein rasches, wenn nicht gar ein plötzliches Ende in dem Abgrunde finden, so war dem doch nicht also; die Schmack streifte nur ganz leicht das Wasser, in welches der Kiel nicht einmal ganz sich eintauchte; es war, wie wenn eine Luftblase über die wirbelnden Fluthen dahingleite, wobei die Schiffer auf einer Seite den flüssigen Abgrund, auf der andern den weiten Ocean hatten, der seine bergegleichen Wogen wie eine hohe Mauer zwischen ihnen und dem Horizonte aufthürmte.

Von dem Augenblick an, wo sich die Schmack in dem gewissen Bereiche des Verderbens befand, fühlte sich

Hubert weit ruhiger als einige Augenblicke früher. Der Gedanke, er befinde sich in der Hand des lebendigen Gottes, befreite ihn von den Schrecken, die anfangs seine geistige Kraft vernichtet hatten; eine gänzliche Ergebung in den Willen des Ewigen stählte seine Nerven und hier in dem Schlunde des Meeres trat das Golgatha mit seinen drei Kreuzen vor das Auge seiner inbrünstig zu Gott flehenden Seele. Gnade und Erlösung hoffte er für sich von dem dort vergossenen heiligsten Blute und gleich dem rechten Schächer, der auf der Schädelstätte Christus anflehte, Er möge seiner nicht vergessen, so that von Neue zerknirscht auch er.

Wie in dem Gemüthe Huberts Angst und Entsetzen zum Schweigen kamen, eben so still wurde es plötzlich rings um die Schmack. Dieses sonderbare Ereigniß kam von dem Stillstande des Windes, der das Fahrzeug nun nicht mehr erreichen konnte, denn der Kreis von Schaum, der sich um den Moskôstrom schwingt, liegt nämlich viel niederer als die Oberfläche des Oceans, die um denselben einen düsteren gebirgigen Wall bildet. Auch die Schaumflocken, welche die beiden Schiffer noch kurz zuvor blendeten und manchmal gar zu ersticken drohten, hörten jetzt auf zu spritzen; kurz ihre Lage glich ganz dem eines zum Tode verurtheilten Armensünders, gegen welchen die Strenge in Milde sich verwandelt, sobald sein Schicksal einmal bestimmt ist.

Wie Anfangs in großen und weiten beschrieb die Schmack den Trichter des Moskőstromes jetzt in immer enger werdenden Kreisen; mehr dahin geschleudert als schiffend dauerte das bereits schon über eine Stunde. Bei jeder Umkreisung ward die Furche hinter der Schmack breiter, wobei sie dem Abgrunde immer näher kam.

Hubert hielt sich noch immer auf dem Vordertheile in unveränderter Stellung am Pflocke festgeklammert und auch John hatte das Hinterschiff nicht verlassen; ein kleines leeres Faß, welches festgebunden der einzige Gegenstand war, den der Orkan nicht vom Decke weggefegt hatte, hielt er dort mit den Armen umschlungen, als nun aber das Hintertheil sich merklich abwärts senkte, ließ er im Todesschreck das Faß aus und kroch behende zu dem Pflocke vor; er glaubte wohl er könne sein Leben hier um einige Sekunden länger fristen, da aber der Pflock für vier Hände keinen Anhaltspunkt bot, so zog er sein Fischermesser aus der Scheide und drohte seinen Gefährten zu tödten, wenn der nicht ihm allein diese Stelle überlasse.

Angewidert von einem so schändlichen eigennützigen Verfahren gab Hubert den Pflock frei und kroch nach dem Faße zurück; er that es ohne Groll, denn er las ja deutlich in den Zügen Johns Verzweiflung und Wahnsinn; auch kam es ja nicht darauf an, wer von ihnen Beiden eine Sekunde früher oder später in den Abgrund fuhr; sicher war ja doch Jedem der Tod. An

dem Leben lag sonach nichts mehr, sondern nur an der Erhaltung der Seele und auf die hoffte Hubert, der nicht schlecht, sondern nur von dem wilden John verführt war, in frommem, unerschütterlichem Vertrauen.

Kaum hatte sich Hubert auf seinem neuen Posten so gut als möglich zurecht gefunden, so wendete sich das Schiff plötzlich nach rechts und tauchte, das Hintertheil emporgehoben, in den furchtbaren Abgrund hinab; John heulte ob der Täuschung und wünschte sich an den frühern Platz zurück.

Bei dem schmerzhaften Schwindel, den eine so rasche Hinabfahrt verursachen mußte, schloß Hubert, das Faß fest umklammernd, von Neuem die Augen, und unter frommen Schauern die Worte stöhnend: „O Herr sei meiner Seele gnädig und barmherzig," erwartete er die Vernichtung seines irdischen Daseins. Als jedoch Minute an Minute verstrich und er immer noch lebte, so faßte er wieder Muth und wagte neuerdings zu schauen, wo er sich befinde. Das Gefühl des Sturzes hatte aufgehört und die Bewegung des Schiffes schien ganz dieselbe wie früher zu sein, als die Schmack noch in dem Schaumwirbel kreiste.

Der Blick, den Hubert nun um sich warf, war, in seiner Wirkung auf das Seelenleben des Unglücklichen, nicht zu schildern; es ergriff ihn zugleich Schrecken, Bewunderung und das gewaltigste Erstaunen.

Wie von der Hand der Allmacht gehalten, hing die

Schmack an dem innern Abhange des ungeheuern Trichters, dessen völlig glatte Wände ohne die schwindelerregende Hast ihrer Kreisbewegung für Marmor hätten gelten können. Ein silbergleiches Licht goß der Mond auf diese Innenfläche und weit hinab in die geheimnißvollen Tiefen.

Anfänglich waren Huberts Gedanken allzu ververwirrt, als daß er fähig gewesen wäre dieses Naturwunder mit einiger Genauigkeit zu beobachten, sobald er jedoch seiner Sinne wieder mächtiger geworden, schaute er über das Deck der Schmack in den Abgrund, was bei der eigenthümlichen Lage derselben leicht geschehen konnte.

Die Mondstrahlen senkten sich, wie gesagt, bis tief auf den schmalen Grund des Trichters, über welchem ein dichter Nebelflor, in Regenbogenfarben flimmerte. Wahrscheinlich war dieser Nebel oder besser gesagt, dieser glänzende Schaum eine Wirkung des Zusammenstosses der Wasser, wenn sie in der Tiefe des flüssigen Abgrundes an einander geriethen und sich gegenseitig brachen.

Je tiefer nun die Schmack sich in den immer enger werdenden Trichter hinabsenkte, desto prachtvoller war das Farbenspiel des vorerwähnten Nebelflores, hinter welchem ein Gebrüll und Töne sich vernehmen ließen, als streiten sich Seeungethüme um die Beute, die ihrem grausigen Bereiche immer näher kam.

John war ein total unzurechnungsfähiges Wesen geworden; blödsinnig starrte er bald auf- bald abwärts, wobei er von Zeit zu Zeit in sich selbst zusammenfuhr; Hubert hingegen, den das Vertrauen auf Gott wunderbar gestärkt, blieb seiner Sinne vollkommen Herr und in der Weitung des schwarzen grausen Wirbels gleichfalls um sich schauend, bemerkte er, daß die Schmack nicht das einzige Opfer hier sei. Unter und über derselben drehten sich nämlich verschiedenartig gestaltete Trümmer von Schiffen und mitunter auch kleinere Sachen, als: Kisten, Fässer, Bretter und Anderes. Bei dem Hinblicke auf diese Gegenstände klopfte plötzlich das Herz Huberts so mächtig, daß er mit dem Athem kämpfen mußte; ein Zittern und Beben verbreitete sich über alle seine Glieder. Die Ursache davon war nicht Furcht, denn diese vermochte nach dem, was er bereits Entsetzliches durchgemacht, nichts mehr über ihn; es war vielmehr eine dunkle Hoffnung, deren erste Strahlen, wenn auch nur matt, ihm zu leuchten begannen. Es überkam ihn nämlich eine Erinnerung, welche, mit seinen gegenwärtigen Beobachtungen zusammengehalten, ihm eine wenn auch schwache Möglichkeit zeigte, dem bereits für unvermeidlich gehaltenen Tode vielleicht dennoch entrinnen zu können. Diese Hoffnung erweckende Erinnerung knüpfte sich an jene Masse von Trümmern, welche der Mosköstrom wieder auswarf, nachdem er sie in den Abgrund seines Trichters hinabgezogen und die dann an der Felsenküste Lofo-

dens aufgefunden wurden. Der größte Theil von diesen Dingen war nun freilich zerrissen und mitunter bis zur Unkenntlichkeit entstellt, aber es wurde doch auch manchmal etwas an den Strand getrieben, was der unheimliche Schlund unbeschädigt wieder herausgegeben hatte.

Diese Ungleichheit ist nur durch die einfache Annahme zu erklären, daß nämlich nicht alle Gegenstände bis in die unterste Tiefe des Abgrundes fahren; die zertrümmerten müssen nun die sein, welche ganz unten anlangen, während die wohlbehaltenen, durch irgend eine Ursache in ihrer Hinabfahrt verzögert, den Grund nicht vor der Stunde erreichen, wo die Wasser vor dem neuen Ebbe- und Fluthwechsel sich wieder ebnen.

Wenn auch verworrener, so war doch im Wesentlichen das auch Huberts Ansicht, welche ihn auf ganz einfache aber sehr wichtige Beobachtungen führte. So nahm er z. B. wahr, daß im Allgemeinen die Schnelligkeit, mit welcher die Körper hinab fuhren, in geradem Verhältnisse zu ihrem Umfange standen; ferner, daß unter zwei Körpern von gleichem Umfange, von welchen der eine eine kugelförmige, der andere jedoch irgend eine andere Form hatte, der erstere immer schneller in den Abgrund hinabfuhr. Bei walzenförmigen Körpern fand aber gerade das Gegentheil statt, denn sie senkten sich am langsamsten.

Zu all' diesen Beobachtungen kam noch ein Umstand, welcher die bis jetzt nur schwachen Strahlen der

Hoffnung in Huberts laut pochendem Herzen mehr kräftigte. Nach jedesmaligem Umkreisen des Trichters sah nämlich Hubert dicht neben sich bald ein Faß, bald ein Maststück oder eine Raae treiben, wobei er gewahrte, daß die meisten dieser Gegenstände, anfangs auf gleicher Linie mit dem Decke der Schmack, sich einige Minuten später hoch über ihm befanden, ohne in die Tiefe hinabgekommen zu sein.

„Das ist ein Fingerzeig der Vorsehung!“ rief Hubert von frommen Schauern überkommen aus und beschloß sich an das Faß zu binden, welches er noch immer fest umklammert hielt; abschneiden wollte er dann das Tau und — welch' ein entsetzlicher Gedanke — sich den Wellen preisgeben.

Bevor der durch religiösen Muth Gestärkte diesen seinen Vorsatz ausführte, versuchte er die Aufmerksamkeit Johns theils durch Zurufe, theils durch Geberden zu erregen; er zeigte ihm die Fäßer, die an der Schmack vorüber rasch in die Höhe trieben, und that dabei das Möglichste ihm sein Vorhaben verständlich zu machen.

John strengte sich offenbar an zu hören, was ihm nicht zu gelingen schien, denn durch das schnelle Imkreisedrehen der Schmack verschlug sich der Schall der Worte bis zur Unverständlichkeit; die Geberden seines Schicksalsgefährten faßte er jedoch besser auf, und einen Augenblick glaubte Hubert, er sei von John verstanden. Es war auch so, jedoch ganz von Furcht beherrscht schüt-

telte John, einen Ausdruck folternder Verzweiflung im Gesichte, den Kopf, was Hubert bewies der Unglückliche wolle den Posten am Pflocke nicht verlassen. Mit Gewalt ihn davon loszureißen, daran konnte Hubert nicht einmal ernstlich denken, denn John war stärker wie er und überdies gewissenlos genug, ihm das Messer in den Leib zu stoßen. Auch ließ die äußerste Gefahr — die Schmack kam nämlich immer mehr abwärts — keine Verzögerung mehr zu. Nicht ohne herben Kummer überließ daher Hubert den an den Pflock Geklammerten seinem Schicksale; rasch schlang er das Tau, welches früher das Faß gehalten, um seinen Körper, band sich so fest an dasselbe als es nur immer möglich war, und stürzte sich dann, einen um Hilfe flehenden Blick aus dem Wellengrabe zum Himmel sendend, entschlossen in's Meer; der Erfolg dieses Wagestückes — o welch ein Wunder — entsprach vollkommen Huberts angestellten Berechnungen.

Eine Stunde ungefähr war seit dem Entsetzen erregenden Sprunge verflossen und schon war die Schmack gar tief unter Hubert, als sie plötzlich mehrere Male rasch hinter einander den Schlund umkreiste und dann mit dem unglückseligen John in jenes schäumende regenbogenfarbige Chaos hinabfuhr, aus welchem sich, wie schon früher erwähnt, ein Gebrüll und Gestöhn vernehmen ließ, wie wenn Seeungethüme sich um das Opfer stritten, welches die schwingenden Wirbel ihnen auf schwindelnder Bahn zuführten.

„Gott sei dir gnädig und barmherzig!" rief Hubert dem nach, der ihn so oft verleitet hatte an dem Moskőstrome zu freveln und die Allmacht in den Elementen zu versuchen. Kaum war dieser in tiefster Erschütterung gemachte Ruf aus Huberts Mund, so kam es ihm vor, der wirbelnde Strudel, in welchem er, theils an das Faß gebunden, theils daran sich haltend, trieb, nehme eine andere Gestalt an; er täuschte sich auch wirklich nicht, denn die inneren Wände des Trichters erhielten allmählig eine sanftere Abdachung, das Kreisen und Wirbeln der ebenholzschwarzen Fluthen ließ an Heftigkeit nach, und der schäumende Gischt und der Regenbogen darüber verschwanden und verblaßten in der Tiefe, während der Abgrund selbst sich langsam auf die Oberfläche des Meeres zu erheben schien.

Der Himmel war rein und sternenklar; der Vollmond goß in seltener Pracht sein mildes Licht über den Ocean aus und Hubert, endlich auf der Oberfläche des Meeres angelangt, erkannte, daß er sich nicht weit von der Küste und gerade über der Stelle befand, wo der Moskőwirbel sich eben geschlossen hatte. Somit war der Moment da, in welchem sich hier auf die Dauer einer Viertelstunde Ruhe einstellte.

Bei ruhigem Meere hätte Hubert auch jetzt noch nicht auf Rettung hoffen können, denn war er, seit Kindesbeinen mit der See vertraut, ein noch so rüstiger Schwimmer und schützte ihn noch überdieß das Faß im

Ermüdungsfalle vor dem Untersinken, so wäre er doch nicht im Stande gewesen in 15 Minuten aus dem Bereiche des schrecklichen Moskőstromes zu kommen. Nach Umfluß der kurzen Gnadenfrist hätten die Wirbel sich wieder gebildet, der Abgrund sich wieder geöffnet und der Unglückliche würde dann neuerdings all' das Entsetzliche, was er bereits hier erlebt, haben ausstehen müssen; so aber kam jetzt gerade jener Orkan, der die Schmack früher in den Abgrund trieb, dem aus den Tiefen des Moskőstromes aufgetauchten todterschöpften Schiffer gar wohl zu statten. Schwieg auch schon seit geraumer Zeit der Sturm, so ging das Meer doch noch hohl und erhob sich in schäumenden Bergen. Diese wildtobende Fluth ergriff rasch den müden Mann, der es kaum mehr vermochte sich an dem Faße anzuhalten; unter schwindelerregendem Heben und Senken schaukelten ihn die Wogen über den so gefährlichen Kanal und warfen ihn schon nach einigen Minuten an einem der Fischerplätze an die Küste; Ohnmacht überkam ihn — Betäubung umflorte seine Sinne.

Als der arme Hubert nach einer Weile wieder zu sich kam, lag er in einer Barke weich gebettet auf einer Binsenmatte; sein Kopf ruhte an der Brust eines neben ihm knieenden Mannes, der ihm Sand und Meerschaum vom Gesichte wusch und voll Theilnahme die Worte sprach: „Da du der John nicht bist, so mußt du wohl der Hubert sein, denn sonst wagt ja Niemand an dem

Moskoe einen Frevel." Mit schwachem Händedrucke dankte der gänzlich Erschöpfte dem wakern Manne, der ihn in seine Barke aufgenommen und hier so theilnahmsvoll gepflegt, schaute ihn aber befremdet an, weil er sich dessen Worte nicht zu deuten wußte.

Der arme Hubert hatte nämlich gar keine Vorstellung, welch eine Umwandlung mit ihm stattgefunden; sein am verwichenen Abende noch dunkles Haar war in einigen Stunden grau geworden, seine Züge waren entstellt und sein Blick hatte etwas Seltsames, etwas Geisterhaftes. Das Alles wurde er erst inne, als der Eigenthümer der Barke — es war jener greise Schiffer, der ihn und John früher in so väterlicher Weise ermahnt, die Frevel an dem Moskoe einzustellen und ein gottesfürchtigeres Leben zu beginnen — ihn nach seiner weiter am Strande abwärts gelegenen Fischerhütte brachte, wo Hubert im ersten Augenblicke weder von seinem Weibe noch von seinen Kindern erkannt wurde.

Nachdem sich der auf so wunderbare Weise Gerettete von seiner Erschöpfung gänzlich erholt hatte, sank er auf die Kniee, hieß die Seinen ein Gleiches thun und dankte Gott für den Schutz, den Er ihm hatte angedeihen lassen; erst, nachdem er sich erhoben, erzählte er den Anwesenden, die ihn, während der Orkan tobte, sämmtlich schon für verloren hielten, sein Erlebniß, und die Wirkung, welche die Worte des gleichsam aus dem Abgrunde des Moskoe Wiedererstandenen auf seine Um-

gebung machten, zeigte sich deutlich auf den von Grauen und Entsetzen erfüllten Gesichtern. In einem schweren tiefen Seufzer machten sich am Schluße dieser Mittheilungen die gepreßten Gemüther Luft, und der so plötzlich Ergraute faltete die Hände und blickte die Seinen der Reihe nach an, die er, als er noch auf dem Elemente trieb, in dieser Welt nicht mehr zu sehen glaubte. „Wie unaussprechlich gütig ist der liebe Gott," sprach er von gewaltiger Rührung überkommen, „und wie undankbar und schlecht," setzte er gar ernst hinzu, „sind die Menschen, welche jene heilige Macht durch böse Handlungen betrüben, deren Barmherzigkeit wahrhaft unerschöpflich ist."

Der alte Schiffer nickte gar andächtig bei diesen Worten, welche deutlich verriethen, der so wunderbar Gerettete begreife jetzt, daß seine frühere Handlungweise eine den Absichten Gottes zuwiderlaufende, vermessene und sündhafte gewesen.

Hubert war nun völlig zur Erkenntniß gekommen, und der Eindruck in seinem Herzen, den die letzten Erlebnisse hervorgebracht, war kein vorübergehender, sondern ein bleibender; nie tönten künftig für ihn an Sonn- und Festtagen die Glocken, die zur Kirche riefen, unbeachtet, und nie blieb er mehr dem Worte Gottes und dem heiligen Sakramente ferne. Ein stellte er für immer die vermessenen Fahrten über den Kanal und war von da an seine Fischerei auch eine minder ergiebige, so ruhte doch unverkennbar mehr Segen auf seiner Arbeit, die sich

von jedem Frevel ferne hielt, mit Gott angefangen und mit dem Herrn beendet wurde.

Johns Familie wäre nach dem entsetzlichen Ende des im Abgrunde des Meeres an den Felsenriffen Zerschellten dem bittersten Elende anheim gefallen, wenn sich nicht die Opferwilligkeit rechtlicher und christlicher Nachbarn um die Verlassenen angenommen hätte. Am meisten that dabei der biedere greise Schiffer und ein menschenfreundliches Bündniß kam zu Stande, in welchem sich mehrere wackere Leute mit dem Versprechen vereinigten, allwochentlich einmal für die armen Vaterwaisen zu fischen. Offenbar segnete hier der Herr, nachdem er strafte, denn Johns Kinder, die von dem Vater nur böse Beispiele gesehen und Reden vernommen hatten, die selbst das Heiligste bespöttelten, erhielten von nun an eine christliche gottesfürchtige Erziehung; das schaudervolle Ende ihres unglückseligen Vaters zeigte ihnen, daß man das Böse meiden und gottesfürchtig sein müsse, und da so ein lebendiger Glaube in ihren Herzen immer mehr festen Halt bekam, so wuchsen sie heran zur Freude jener wackern Leute, die nicht müde wurden sie zu unterstützen und für ihre Wohlfahrt zu sorgen. Groß und selbstständig geworden, vereinigten sie stets mit der Arbeit das Gebet und so blieb denn auch der Schutz Gottes über ihren Scheiteln und der Segen in ihrem Hause.

Die Christnacht.

Es ist Weihnachten. Auf den Bergen, Wäldern wie auf den Dächern der Hütten liegt dicht der Schnee; in Frost erstarrt scheint die Erde und am Himmel leuchten hell und glänzend Miriaden Sterne, als ob's auch dort oben Weihnachten wäre und die Engel Gottes überall die Wachslichtlein angebrannt hätten zu Ehren des Herrn, der uns erlöste. Weihnachten also auf Erden und im Himmel, überall Freude und Kinderjubel, nur in der Hütte eines armen, schwer heimgesuchten Webers nicht.

Es war Sonnabend Nachmittags; fleißig hatte der Meister die ganze Woche hindurch gearbeitet und eben ein Stück Leinwand abgeschnitten, so fest und dicht, daß die Arbeit wahrhaftig keiner Empfehlung bedurfte, sondern sich durch sich selbst lobte.

„Geh'," sprach jetzt der Meister zu seinem ältesten Sohne, dem treuen Gehilfen, der schon von der Wiege an mit ihm Kummer, Hunger und Mühseligkeiten getheilt, „geh' hinauf in's Haus des Fabrikherrn und bring' ihm dieses Stück; es ist so gut gelungen, wie ich's lange nicht

gekonnt. Schau' her, es fühlt sich an wie ein Brett, und ich denk' es soll uns auch etwas Erkleckliches einbringen. Ist's doch, als hätt' mir diesmal das Christuskind selbst mitweben helfen, denn, unsere Noth und unser bitteres Elend vor Augen, hab' ich bei der Arbeit fast immer gebetet und den lieben Herrn angefleht, den heiligen Christ bei uns schwerbekümmerten Leuten auch einmal einkehren zu lassen." Als der gute Mann so sprach, traten ihm die Thränen in die Augen und, nachdem er sie mit dem Ärmel seiner rauhen Jacke abgewischt, wendete er sich wieder zu seinem Sohne und sagte: „Mach, fort; tummle dich! und will's Gott, so bekommen wir morgen eine kräftige Suppe und ein Stück Fleisch auf den Teller, auf daß wir uns zum heiligen Feste auch wieder einmal satteßen können. Wir haben lang' genug fasten müssen und der Wunsch nach einer Stärkung ist gewiß kein sündhafter." Bei diesen Worten packte der Meister das Stück Leinwand gar sorglich zusammen, übergab es seinem Sohne und der verließ die ärmliche aber reinlich gescheuerte Stube.

„Der Herr segne deinen Gang!" rief der Vater dem Sohne auf der Schwelle nach, dann setzte er sich, ermüdet von der anstrengenden Arbeit der Woche, die sich eben zu Ende neigte, auf einen hölzernen Stuhl und blickte hinaus in die vom Mondlichte übergossene Winterlandschaft. Die tiefe Stille, die in der Stube herrschte, wo es fast so kalt war wie draußen in der freien Luft, erfüllte den armen Mann mit einer seltenen Beklemmung, und der treuen

Erfüllung seiner Pflichten bewußt, konnte er sich's nicht erklären, weßhalb auf einmal eine so bittere Traurigkeit über ihn komme.

Etwa hundert Schritte in gerader Richtung vor dem Fenster, das theilweise mit Eisblumen bedeckt war und durch welches der arme Weber hinausschaute, erhob sich kaum vier Schuh über die Schneedecke eine alte verwitterte Mauer; es war dies die Umfriedung des Gottesackers, und da hier meist arme Leute zur Ruhe bestattet wurden, so waren die hölzernen Kreuzlein auch größtentheils so niedrig, daß sie von Außen nicht gesehen werden konnten. Nur wenige Grabsteine gab es hier und diese allein überragten die Mauer mit ihren Kreuzen.

„Heute sind's gerade dreißig Jahre," sprach da, von wehmüthigen Rückerinnerungen ergriffen, der Meister, „daß ich meinem Vater die Augen zudrückte und ihm das Sterbekreuz in die Hände gab. Statt der Kerzlein am Christbaume brannte damals die Öllampe an dem Todtenbette. Das waren traurige Weihnachten! Das Holz fehlte im Ofen und das liebe Brot in der Lade des Tisches; das Erbtheil für die Hinterlassenen war — bittere Noth. Wohl war es damals nur Einem in dieser Stube — dem Todten." Der Meister schwieg, seine Augen wurden trübe und Thräne an Thräne rann ihm über die Wangen.

Links abwärts vom Friedhofe klapperte unten im Thale eine Mühle und hie und da ließ sich aus irgend einem Hofe Hundegebell vernehmen. Draußen auf der Landstraße

pfiffen und orgelten die Räder vorüber holpernder Wägen, den höchsten Grad einer grimmigen Kälte verrathend, und in dichten Schwärmen flogen die Raben aus den hochgelegenen Wäldern zu den Dörfern herab; Schutz suchten sie gegen den Frost bei den Gehöften der Menschen.

Unablässig nach der Gottesackermauer hinblickend, tauchten die Erinnerungen seiner Jugend in dem Innern des armen Mannes auf, wobei er sich gestehen mußte, es habe sich seitdem unter dem Dache dieser Hütte nichts verändert; Kummer und Hunger waren als unzertrennliche Gäste im Hause geblieben, gleichzeitig aber auch ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott. Um ein gutes Leben hatte der selige Vater des armen Webers im Gebete nie den Herrn angefleht, täglich aber reihte er der Abendandacht ein Vaterunser mit der Bitte um einen g u t e n Tod, um eine glückselige Sterbstunde an. Dieser fromme Wunsch ward ihm auch erfüllt, denn ohne eine vorausgehende schmerzhafte Krankheit verschied er sanft und ruhig am Christabende vor dreißig Jahren hier, nachdem er noch einige Tage zuvor gearbeitet hatte. Mit dem Alter nahmen nämlich seine Kräfte zusehends ab, und da seine Armuth denselben weder Ruhe noch Aufhilfe gestattete, so fühlte er sich eines Morgens so erschöpft, daß er nach dem heiligen Abendmahle verlangte. Es wurde ihm gereicht und nach kurzem Schlummer erwachte er in einer unendlich freudigen Stimmung. „Bald ist's vollbracht," sagte er zu den Seinen, die weinend sein Bett umstunden, „und bald

wird es mir vergönnt sein, für euch im Himmel bei dem lieben Gott zu bitten; arbeiten kann ich so nichts mehr, und die Vorsehung ist daher recht gnädig, daß sie mich zu sich nimmt und euch von einer Last befreit. Arbeitet fleißig, wie ich es gethan, so lange eure Kräfte ausreichen, und vergesset dabei nicht, täglich um einen guten Tod zu bitten. Ich spüre, daß mir diese Gnade zu Theil wird, und ich fühle mich dabei so glückselig, als schaue ich jetzt schon die Glorie des Herrn."

Nach diesen Worten segnete dieser arme, aber fromme Christ die Seinen und vermachte ihnen seine Ergebenheit in den Willen Gottes, seine Demuth, seinen unerschütterlichen Glauben.

Den Triumph, den dieser fromme Dulder im Sterben feierte, vermochte der Tod aus seinen Zügen nicht zu verwischen, denn der Sieg des Glaubens über die sterbliche Hülle war unaussprechlich rührend auf dieses Todtenantlitz hingehaucht.

An all' das dachte jetzt der durch das Fenster in die Mondnacht hinausblickende Weber, und das Hinschauen nach dem Gottesacker, das ihm zuvor Thränen erpreßte, führte ihn jetzt zu ungemein trostreichen Betrachtungen. Der gute Tod, der seinem frommen Vater zu Theil geworden, war für denselben eine hinlängliche Entschädigung für hundert erlebte Trübsale und Bekümmernisse, und da er so ganz in die Fußstapfen des Abgeschiedenen getreten war, so hoffte auch er am Schlusse seines Lebens auf dieses Glück,

auf diese Gnade. Von frommen Empfindungen überkommen faltete er die Hände und sprach am heiligen Christabende in einem inbrünstigen Vaterunser die Bitte um einen guten Tod für sich und die Seinen aus.

Kaum war der wackere Mann mit seiner Andacht zu Ende, so ließ sich draußen vor der Thüre ein Geräusch vernehmen, wie wenn ein schwerer Holzbündel abgeworfen wird; gleich darauf wurde die Thüre aufgethan und herein trat des armen Webers Weib; auf dem Arme trug sie einen Knaben von ungefähr acht Jahren.

Draußen im Walde hatte die Mutter und ihr Kind Holz gesammelt, da sich aber die Kälte gegen Abend furchtbar steigerte, so war der arme Knabe bald nicht mehr im Stande, das Reisig und die Tannenzapfen aufzulesen. Weinend zeigte er der Mutter seine vom Froste aufgedunsenen blaurothen Hände, und da ihn auch die Füße empfindlich schmerzten, so mußte das weitere Holzsammeln für heute aufgegeben werden. Daß der arme Knabe bei den Fußschmerzen, die er bereits empfand, nicht im Stande sei heimzugehen, das erkannte das arme Weib nur gar zu wohl, und da sie sich entschloß das Kind heimzutragen, so war das Holz, das sie mitnehmen konnte, kaum ausreichend, während des hohen Festtages eine warme Stube zu erhalten. Von Neuem begann dann die Noth, und hinaus in Wind und Schnee mußte wieder die Mutter und ihr armes Kind, um aus dem eisumrindeten Forste Brennstoff heimzuholen.

„Gottlob, daß ich da bin," sprach die Ermüdete, als sie in die Stube trat, und den Knaben, der unter Weinen und Frösteln auf ihren Armen eingeschlafen war, auf sein Bett legend, sagte sie: „Mit dem Armen hab' ich heute meine liebe Noth gehabt und Gott will ich danken, wenn sich der gute Bub' nur kein Glied erfroren. Die Kälte, die plötzlich einfiel, ist aber auch allzu empfindlich; sie sticht und brennt im Gesichte und an den Händen wie Nadeln. Selbst die scheuen Rehe zähmt dieser eisige Frost und auf dem Heimwege kamen mir manche auf ein paar Klafterlängen nah'; gleich den Raben flüchten auch sie nach den Wohnsitzen der Menschen." So sprechend zog die gute Mutter dem Knaben die Schuhe und Strümpfe aus, und als sie gewahr wurde, wie kalt die Wangen und wie erstarrt die Händchen ihres kleinen Lieblings seien, holte sie eine wollene Decke herbei und umhüllte damit den Knaben, daß nur mehr die Hälfte des Gesichtes zu sehen war. Da der Ofen, als sie ihn anfühlte, so kalt war, als habe sie irrthümlich nach einem Eiszapfen gegriffen, so kniete sie an der Bettstelle nieder und hauchte so lange warmen Athem in's Bettchen hinein, bis nach und nach die erstarrten Händchen wieder aufthauten und eine wohlthuende Wärme sich über das schlafende Kind verbreitete.

Ohne sich von der Stelle zu bewegen, schaute der Weber zu, wie sich die arme Mutter um das halberstarrte Kind Mühe gab. Hatte sein furchenreiches Gesicht auch längst schon das Lächeln vergessen, so freute er sich doch

innig ob der Mutterliebe, und recht freundlich verzog sich dabei sein Mund; es war dies ein Beifall dem Verdienste gezollt.

Brave Kinder sind wahrhaftig des Armen alleinige Freude; Wehmuth im Herzen drückt er den Erben seines Elends an die Brust, und dünkt sich — bei allem Jammer, bei allen Thränen — reich.

So ging es jetzt auch unserm guten Weber; er küßte das Kind, drückte der Mutter die von schwerer Arbeit rauhe Hand, und erzählte ihr dann, wie er, während sie im Walde Holz sammelte, mit dem Stück Leinwand fertig geworden, wie schön es ausgefallen und daß er es bereits durch Johann dem Fabrikherrn zum Kaufe in's Haus geschickt habe. „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth," sprach er dann mit freudestrahlender Miene, „und da meine Arbeit diesmal eine gar vorzüglich gelungene ist, so wird auch der Lohn besser ausfallen, wie sonst. Der heilige Christ wird uns morgen nach langer harter und saurer Entbehrung einen kräftigen Mittagstisch bescheeren und dann wollen wir recht traulich beisammen im warmen Stübchen bleiben und glauben, es sei immer so gewesen."

Vergnügt nickte das Weib und schürte, während ihr Mann noch Manches von der Freude des kommenden Tages sprach, mit dürrem Reisig ein Feuer im Ofen an. Alsbald kämpfte die Wärme mit der Kälte; die letztere mußte weichen und der Knabe dehnte jetzt recht behaglich seine noch kurz zuvor erstarrten Glieder. Freundlich glänzte der Mond

durch die Fenster, an welchen die Eisblumen zu schmelzen begannen, und das Antlitz des Webers sah so heiter darein, als habe er das große Loos im Lotto gewonnen und als gebe es für ihn künftig keine bittere Stunde mehr. Von Zeit zu Zeit griff seine Hand in die Westentasche, wo nun bald der wohlverdiente Arbeitslohn klingen sollte und dabei schaute er bald auf die Mutter, bald auf den Knaben, denen er diesmal nach so vielen sauern Entbehrungen einen Tag der Erquickung und Stärkung bereiten wollte.

Da wurde endlich die Thüre geöffnet und auf der Schwelle erschien der zum Fabrikherrn gesendete Johann. Fragend richtete sich das Auge des Vaters auf den Eintretenden und zu seinem Weibe sich wendend, sagte er: „Mutter, der Lohn der Mühe — die Christbescheerung — ist da!“

Mittlerweile öffnete Johann ganz die Thüre, blieb aber einen Augenblick stehen, unbeweglich, als ob's ihn jammere hier eintreten zu müssen. Unter dem Arme trug er einen großen Pack; traurig schaute er den Vater an, als der aber noch immer so heiter blickte, als ob das Christkind bereits hier eingekehrt und seiner Gaben reiche Fülle niedergelegt habe, so nahm er mit zitternder Hand das Papier von dem Packe hinweg und legte die Leinwand, wie der Vater sie ihm mitgegeben, auf den Tisch.

Als das der gute Meister sah, kam's mit einem Male wie jäher Schreck über ihn; sein Gesicht zuckte krampfhaft, seine Kniee schlotterten wie die eines armen Sünders, dem

man plötzlich das Todesurtheil verkündet, und um nicht hinzusinken, mußte er schnell nach der Lehne eines Stuhles greifen. Still und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sich Johann auf die Ofenbank, die Ellbogen stützte er auf die Kniee, den Kopf in beide Hände und starrte unverwandt auf den Boden, als gelte es ein Loch dahinein zu schauen, wo's Brot herauswüchse für all den Hunger im Hause.

Niemand redete eine Silbe; es war so still, daß man eine Fliege hätte schwirren und ein Mäuschen hätte gehen hören können, denn das Unglück, das recht große Unglück, wie es häufig über blutarme Menschen kommt, hat keine Worte; es klagt nicht, es ist stumm, denn das Gefühl einer totalen Hilflosigkeit preßt die Brust und schnürt gleichsam die Kehle zu.

Der arme Meister war der erste, der sich wieder zurecht fand; ohne sich umzudrehen, ohne seine Stellung zu verändern, fragte er in leisem, rauhem Tone: „Johann, wie kam's, daß du die Leinwand wieder mitbringst; sag', wie kam's?" Bei diesen Worten schaute der unglückliche Vater so trostlos in den Raum der Stube, wie Einer, dem nichts übrig bleibt, als die Hacke aus einer Ecke zu nehmen und sich selbst ein Grab zu graben.

Johann antwortete nicht gleich auf die Frage, es schien, als habe er des Vaters Worte nicht vernommen; starr blickte sein Auge auf den Boden; kein Glied bewegte sich an ihm, keine Wimper zuckte, und wer ihn so gesehen, würde geglaubt haben, das Leben sei längst von ihm ge-

wichen. Endlich erhob er den Kopf, that einen schweren Seufzer, fuhr sich über die Stirne, als ob er sich jetzt erst auf die Frage des Vaters besinne, und sagte dann gedämpft und tonlos: „Ich will dir's erzählen, wie es gegangen; die Geschichte ist kurz, aber traurig. Wie du mich geheißen, ging ich wohlgemuth mit der Leinwand hinauf in die Fabrik. Als ich durch das breite Thor schritt und über den Hof wollte, wo das Comptoir ist, begegnete ich zwei Nachbarn; der Eine war der Müller aus der dunkeln Gasse, der Andere der Maier vom Berge. Wie die mich kommen sahen, blieben sie stehen. „„Johann,““ sagte der Eine, „„wenn du noch ein Stück Brot im Hause hast, so gehe jetzt nicht dahinein.““ Dabei zeigte er auf's Comptoir; beifällig nickte der Andere und sprach: „„Guter Junge, 's ist heute ein böser Tag; der Zudrang von armen Webern, die ihre Leinwand verwerthen wollen, ist überaus groß. Die Folge davon ist, daß der Fabrikherr nur Arbeiten von der besten Sorte in klingender Münze auszahlt, auf die übrigen Stücke aber gibt er blos seinen Stempel, das ist eine Anweisung auf Brot und Kartoffel. Wer also eine tadellose Arbeit hat, bekommt einen Spottpreis in Baarem ausbezahlt, die Übrigen müssen aber mit Brot und Kartoffeln abziehen.““ Die beiden Leute, die so zu mir sprachen und auch statt Baarem den Stempel bekommen hatten, sahen aus, als ob sie schon drei Tage keine Rinde Brot mehr zwischen die Zähne bekommen hätten; sie dauerten mich in der Seele und obgleich mein Herz heftig zu

klopfen anfing, so verlor ich doch den Muth nicht und ging festen Schrittes hinein in die Schreibstube. Da standen nun gar Viele noch mit ihren Stücken unter dem Arme; es war ein wahrer Jammer, du darfst mir's glauben, Vater, diese Leute anzusehen. Hunger und Kummer sprach sich in jedem Gesichte aus; sie hatten, wie sie mir flüsternd erzählten, schon mehrere Tage mit Weib und Kindern den bittersten Mangel gelitten und außer dem lieben Brote fehlt ihnen auch das Holz, um die müden, ausgetrockneten Glieder auch nur nothdürftig erwärmen zu können. Zu dem bösen Spiele, das hier offenbar mit der Armuth getrieben wurde, fand ich gar kein Verlangen mich hinzudrängen, und von einer Art trauriger Neugierde überkommen, wollte ich erst sehen, wie es unsern Handwerks- und Schicksalsgenossen ergehe. Still stund ich in einer Ecke, auf Alles, was vorging, wohl Acht habend. Wahr ist es, daß Mancher ein Stück Leinwand brachte, das etwas lose gearbeitet war; nur ein Schwindler bietet jedoch etwas Besseres an, als er hat, und wo Hunger und Kälte die Kraft aus den Knochen gesogen, da wird's wohl Jedem vergehen, ein gutes, dichtes und festes Stück zu weben. That mir's nun auch für diese armen Leute wehe, daß sie statt des Baaren den Stempel auf Brot und Kartoffel erhielten, entschuldigte ich doch einigermaßen den Fabrikherrn, denn der Andrang der Verkäufer war wirklich übergroß, und viele leichte Waare wurde angeboten. Es fehlte jedoch auch keineswegs an schönen fest gearbeiteten Stücken, die wirklich

preiswürdig waren, und es ärgerte mich, daß auch die den Ausschußstempel erhielten; kurz, was der Fabrikherr an diesem Abende mit seinem Glase besah, wurde nicht fehlerrein gesprochen; den Schluß jeder Besichtigung machten die Worte: „„Taugt nichts! Schlauderische Arbeit!““ oder wenn's gut ging: „„Hm — leichte Waare!““ Da mußten die geängstigten Leute nun um Gotteswillen bitten, daß er die mit dem Ausschußstempel versehenen Stücke nur annahm — für einen wahrhaften Sündenpreis — für einen Zettel auf rauhes Brot, Erdäpfel und, wenn es hoch kam, auf einige wenige Scheitchen Holz. Als endlich Alle fort waren, fort mit schwerem Leid im Herzen, trat ich an's Pult und trotzdem, was ich hier mit angesehen, zweifelte ich nicht im mindesten, daß deine Arbeit, Vater, als preiswürdig befunden werden müsse, denn es hatte Keiner ein solches Stück vorgelegt. Das Glas des Fabrikherrn machte mir deshalb keine Angst; meinethalben konnte es auch noch so scharf geschliffen sein, war ich doch überzeugt, daß es an unserm Stücke sicherlich keinen Fehler finden werde. Sobald der Herr von seinem großen Buche, in welchem er schrieb, aufsah, legte ich unser Stück vor ihm auf die Steintafel eines großen Eichentisches. Gähnend schlug er es auseinander, besah es von allen Seiten immer mit dem Glase vor dem Auge und — fand nichts. Da schaute er auf und warf mir einen Blick zu, der so starr und finster war, daß ich gar nicht wußte, was das eigentlich recht bedeuten solle. Den ärgert's wohl, dachte ich, daß er

sammt seinem Glase und seiner Bosheit an unserm Stücke nichts findet. Diesen Gedanken muß mir aber der Fabrikherr im Gesichte abgelesen haben, denn flugs war er wieder mit dem Glase, das er schon bei Seite gelegt, bei der Hand; die Musterung begann auf's neue, das Stück wurde immer weiter und endlich ganz auseinander gewickelt. Jeden Faden besah er, jede Lage ließ er durch die Finger laufen, wobei er der Leinwand mit dem Glase immer näher kam; aber wie er auch musterte und klotzte — das Stück war rein. Mit einem Male zeigte er jedoch mit dem Finger auf eine Stelle, die sollte lose gearbeitet sein, und ehe ich noch hinsehen und antworten konnte, warf er das schöne Stück zusammen, als ob's ein alter Lappen wäre. Mir war's, als hätt' mich Einer mit einem Scheit Holz vor den Kopf geschlagen. Die Lampe, die auf dem Pulte brannte, sah ich doppelt und tausend Funken flimmerten vor meinen Augen, als stehe ich in einer Sommernacht, in welcher zahllose Johanniswürmchen schwärmen; reden wollte ich und konnte nicht, als aber der Fabrikherr nach seinem Stempel griff und mir das schöne Stück mit seinem schwarzen Ausschußkleckse besudeln wollte, da nahm ich es ihm etwas unsanft aus den Händen, sprach ein gepreßtes: Ihr seid ein Leuteschinder, der sich von dem Schweiße und von den Thränen der Blutarmuth mästen will, und stürzte, ohne erst eine Entgegnung abzuwarten, aus der Thüre. Der Boden brannte unter den Sohlen meiner Füße und ich rannte über den Hof und

zu dem Thore hinaus, als hab' ich nicht blos unser Eigenthum vor schändlichem Wucher geschützt, sondern als habe ich gestohlen. Ruhiger ward ich im Gemüthe erst, als ich die von den Mondstrahlen beleuchteten Fenster unserer Hütte sah, und nun bin ich da und hab' kein Geld, kein Brot, keine Erdäpfel, und wir werden so lange darben und hungern müssen, bis unsere Kräfte sich gänzlich erschöpfen und wir langsam alle zusammen hinsterben."

Als der wackere Sohn so geredet, stand der Meister, auf die Lehne des Stuhles gestützt, unbeweglich da. Über all' das, was er vernommen, sprach er kein Wort, schweigend nahm er sein rundes Hausmützchen vom Scheitel, legte, leise betend, die Hände zusammen und schaute zu einem Bilde auf, zu dem sich in dieser Stube schon manches thränenfeuchte Auge erhoben hatte. Aus der Rahme dieses Bildes blickte der mit Dornen gekrönte und mit Stricken gebundene Heiland, das Spottrohr in der von Geißelhieben wunden Hand, nieder, und je länger der unglückliche Familienvater das Auge darauf ruhen ließ, desto mehr vergaß er das eigene Leid. „Ecce homo" sprach er, von Rührung durchzittert, und sein noch neben dem Ofen kniendes Weib faltete gleichfalls die Hände und blickte zu Christus Jesus auf, den das Bild in der Verspottung und in der ersten Stufe jener Marter zeigte, die der Heiligste erdulden mußte. Ohne ein Wort des Jammers auszusprechen, flehte sie den Heiland an, Er möge

Hilfe schicken in der großen Noth, damit sie nicht Alle in Jammer und Elend verkommen.

Finster allein blickte der arme Johann auch jetzt noch vor sich nieder und voll Wehmuth und Bitterkeit sprach er, als er die hilfeflehenden Worte der Mutter vernommen: „Ach, die Zeit der Wunder ist längst vorüber und für die Armen, gute Mutter, gibt's auf Erden keine Barmherzigkeit mehr!“ Kaum waren ihm diese Worte aus dem Munde, so faltete aber auch er die Hände, als wolle er seine voreilige Rede dem lieben Gott abbitten, und seine Züge verriethen, daß er nicht allein mit den Lippen, sondern mit Herz und Seele bete.

Wenn harte Menschen auf Erden den Armen verlassen, führt die Allmacht oft plötzlich eine ernste schwere Stunde herbei, in welcher Herzen von Stein erweicht, zur Erkenntniß ihrer Schuld geführt und zur Barmherzigkeit gestimmt werden. So kam es auch jetzt, denn die tiefe Stille, die in der Stube der unglücklichen Familie herrschte, wurde plötzlich durch einen verworrenen Lärm von Außen gestört. Wie aus schwerem Traume erwachend, blickten sich die unglücklichen Leute verwundert an, und der Weber öffnete ein Fenster und rief einigen Vorübereilenden zu: „Was gibt's?“

Ehe die noch antworteten, drang der Ruf: „Feuer! Feuer!“ zu dem Gehöre der nach Außen Lauschenden, und in der nächsten Sekunde färbte sich der Schnee in weitem Umkreise blutig roth. In der Pfarrkirche drunten

schlugen die Glocken an und sogenannte Feuerreiter sprengten nach verschiedenen Richtungen aus den Gassen des ärmlichen Dorfes nach benachbarten Orten, um dort Hilfe zu suchen.

Da Andern Gefahr drohte, so vergaß der wackere Weber sogleich seine hilflose Lage; rasch zog er eine warme Jacke an; Johann that ein Gleiches und eiligst verließen die Beiden die Mutter und den schlafenden Knaben; fort eilten sie, und als sie um die nächste Ecke beugten, riefen sie: „Jesus, Maria!" und schlugen entsetzt in die Hände. In lichten Flammen stund der Dachstuhl der etwa eine Viertelstunde entlegenen Fabrik, und eine kupferrothe dichte Wolke wirbelte dem mit Sternen übersäeten Firmamente zu.

Obgleich nun der Fabrikherr diesen guten Leuten noch kurz zuvor gar wehe gethan, so liefen sie jetzt doch, so schnell sie konnten, der Brandstätte zu, um Dem hilfreichen Beistand zu leisten, der den Schweiß ihrer Arbeit unbelohnt und den Hunger und die Hilflosigkeit in ihrer Hütte ließ. Nicht die leiseste Regung von Schadenfreude stieg in ihren gottesfürchtigen Herzen auf und sie liefen sich fast außer Athem, um ja noch rechtzeitig da anzulangen, wo eine entsetzliche Brunst das ganze stolze Gebäude in Schutt und Asche zu verwandeln drohte.

In einigen Minuten befanden sich die Beiden an Ort und Stelle, die Noth war hier übergroß. Keine Spritze aus der Nachbarschaft war noch angelangt und Alles rannte rath- und thatlos durcheinander; weit hinaus im

Bogen, feurigen Garben ähnlich, stoben die Funken und der Brand sauste und brauste gleich einem mächtigen Wasserfalle.

Dicht zusammengedrängt stand hier auch eine Gruppe jener armen Weber, welche vor einigen Stunden für ihre Stücke statt der Baarzahlung den schwarzen Klecks des Ausschußstempels erhalten hatten. Die Hände in den Taschen schauten sie gleichgiltig zu dem Brande auf und zeigten wenig Lust, der verheerenden Gewalt des entfesselten Elementes Einhalt thun zu wollen.

„Ei, liebe Nachbarn, was steht ihr müßig da und gafft," redete der mit seinem Sohne Johann herbeigeeilte Weber die Leute an; „helft! rettet! denn hier ist wahrhaftig die Noth groß."

„Ei was Noth!" entgegnete da Einer der Männer, „hat doch unsere Noth und unser Elend den Fabrikherrn nie gerührt; gleichgiltig ließ er uns am Hungertuche nagen, und wenn wir nun auch unsererseits gleichgiltig sein brennendes Haus ansehen, so wirds uns Niemand verargen."

„Schweigt Nachbar! das sind sündhafte Reden, mit welchen es Euch nicht ernst ist, denn wenn Ihr nicht die Absicht hättet zu helfen, so würdet Ihr Euch sicherlich mit den Andern hier nicht eingefunden haben."

„Ei, was helfen! wir kamen nur herauf, um uns unentgeltlich hier zu wärmen und das schöne Feuer zu bewundern, das in der heiligen Christnacht auf dem Dache

eines Leuteschinders auflodert und dem Eigenthümer zeigen wird, Gott sei gerecht."

„Herr vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!" rief da der fromme Weber, den Kopf entblößend, ergriff dann die Hände der durch den Wucher des Fabrikherrn erbitterten Leute und hörte nicht auf zu bitten, bis sich Alle, wenn auch noch murrend, bereit zeigten vereint Hand anzulegen.

Alles, was hier im Hofe vorging, das sah und hörte gar deutlich der Fabrikherr, welcher, in sein Kassastübchen eingeschlossen, in namenloser Angst der Dinge harrte, die da kommen werden. Mehr noch als das Feuer fürchtete er den Zorn jener armen Leute, welchen er schon seit geraumer Zeit gar wehe gethan. Herbeiströmen werden sie, dachte er, von allen Dörfern, Flecken und Einöden, um sich an mir zu rächen. Unter dem Scheine zu helfen werden sie mich ausplündern oder — er schauderte, denn er fürchtete auch für sein schuldbelastetes Leben.

Welche Enttäuschung! — Wie beschämend war für ihn sein schwarzer Verdacht, denn die paar Worte, die der fromme Weber an die scheinbar Widerspenstigen richtete, genügten, um die Vergeltung für erduldete Unbilden und Bedrückungen der Vorsehung zu überlassen und sie opferwillig zur Hilfe anzutreiben. Trotz der Ermattung der durch Hunger und Kummer müden, kraftlosen Glie-

der zogen die guten Leute lange schwere Leitern, welcher die Maurer bei Hausausbesserungen und bei Übersteigung des Daches bedürfen, aus den Bretterverschlägen hervor, richteten dieselben mit vereinter Anstrengung auf und stiegen mit Äxten und Feuerhaken gerade zu dem brausend auflodernden Brande empor. Von Hand zu Hand wanderten nun die Feuereimer von unten nach oben, geschäftig regte sich Alles, wie in einem Ameisenhaufen, und da, wo das Wasser, in die Glut gegossen, dem Brande wehrte, fielen sogleich Axthiebe auf's bereits wankende Gebälke, das stückweise abgeschlagen und herunter geworfen wurde. Ein wahrer Wetteifer beseelte Alle, und als endlich die Feuerspritzen von verschiedenen Richtungen herbeirasselten, war dem Brande in seiner größten Ausdehnung schon Einhalt gethan. Um Wasser zu schöpfen und die Spritzen zu bedienen, stiegen nun die oben zwischen Dampf und Glut Arbeitenden in den Hof herab, da aber die Kälte eine so grimmige war, daß das Wasser, in die Spritzenkästen geschüttet, alsbald Eis ansetzte und trotz der Anstrengung der Pumpenden nicht mehr aus den Messingröhren drang, so wurden im Hofe große Kessel geheizt, die man aus der Fabrik schaffte. Das siedend heiße Wasser öffnete bald die Röhren wieder und glänzend wie Silber spritzten die Wasserstrahlen in die Flammen, bald hier bald dort das durchglühte Gebälke löschend.

Die Thätigkeit wackerer Menschen wehrte erfolgreich dem Feuer das weitere Umsichgreifen, und man glaubte

schon, es werde bei einem Dachstuhlbrande sein Bewenden haben, als plötzlich mit einem donnerartigen Gekrache das ganze Gerippe in einandergefügter Balken herabstürzte, das Dach des anstoßenden Magazins einschlug und einen neuen Brand verursachte.

Todtenbleich stürzte jetzt der Fabrikherr aus dem Kassastübchen, denn sein ganzer aufgehäufter Waarenreichthum drohte nun ein Raub der Flammen zu werden. „Ausräumen! ausräumen!" rief er, hielt mit bebender Hand einen schweren Schlüssel den auf der Brandstätte Beschäftigten entgegen und schlug die Augen nieder, als Johann denselben ihm rasch hinwegnahm.

„Seid guten Muthes, Herr," tröstete ihn der wackere junge Mann, „wir werden mit Gottes Hilfe Alles retten!" So schnell er konnte, lief er dann nach dem schweren, mit mächtigen Eisenbändern beschlagenen Thore hin, öffnete es und stürzte als der Erste in's Magazin. Sein wackerer Vater folgte ihm auf der Ferse und hinter her drängten viele beherzte Leute nach, denn jetzt schon war es ein Wagestück im Magazine zu arbeiten, weil nämlich die ungeheure Wucht des herabgestürzten Gebälkes nicht nur das Dach, sondern auch an einigen Stellen die Decke der Waarenhalle durchgeschlagen hatte. Trotz der Gefahr, die sich von Minute zu Minute augenscheinlich vergrößerte, wälzten aber die wackern Leute die schweren hier aufgeschichteten Ballen durch das Thor hinaus in den Hofraum, und machten so lange fort, bis der größte Theil der Waaren geborgen war.

Muthig kämpften sie gegen den Rauch, der im Gewölbe in immer dichteren Massen sich ansammelte, als aber die Decke sich senkte und ein Feuerstrom herabstürzte, wagte sich keiner mehr in den Bereich dieses lebensgefährlichen Ortes.

Mit rußgeschwärztem Gesichte und Gewande und schweißgebadet stund der wackere Weber und sein Sohn Johann unter der Menge der ermüdeten, nun zaghaften Leute; er stützte den Ellbogen auf einen der im Hofe aufgeschichteten Waarenballen und man sah es ihm an, daß er weniger ausruhe als nachdenke, ob der Rest der Waaren trotz der augenscheinlichen Gefahr nicht dennoch gerettet werden könne. „So kann's gehen!" sprach er plötzlich, ergriff eine Axt, hieß seinen Sohn ein Gleiches thun und stürzte sich mit diesem unter einem Aufschrei der Umstehenden noch einmal in das mit Rauch gefüllte Magazin. Gleich darauf erdröhnten Axtschläge aus der Halle und in dichten Wolken wirbelte plötzlich der Rauch aus dem offen stehenden Thore.

Der Weber und sein Sohn hatten nämlich an der Rückseite des Magazins die festverschlossenen Läden eingeschlagen, der Luft einen Durchzug geöffnet und dem Rauche so eine Abzugsbahn gebrochen. Der Muth der Beiden fand rasch Nachahmung und Viele, die noch eben zaghaft außen stunden und den Waarenrest für schon verloren gaben, eilten noch einmal in das Magazin und schafften in weniger als einer Viertelstunde Alles vollends hinaus. Den letzten Ballen wälzte Johann und sein Vater aus dem

Bereiche der Gefahr und kaum hatten sie die Schwelle der Waarenhalle überschritten, so brach krachend die Decke zusammen und ein Feuerstrom und über demselben pechschwarze Wolken wirbelten in die Höhe.

Etwa eine halbe Stunde später war der Brand vollkommen gelöscht; nach allen Richtungen hin zerstreuten sich die Leute, die mit so viel Aufopferung hier hilfreich Hand angelegt und nur einige Wachen blieben bei dem dampfenden Schutte und den geretteten Waarenballen zurück.

Leisen Trittes schlich der Fabrikherr, als fürchte er sich gesehen zu werden, hinter die hohe Mauer seines umfangreichen Gartens und schaute von dem Bergrücken, auf welchem seine Besitzung lag, die Thäler entlang abwärts. Die Tritte der armen heimkehrenden Leute polterten auf dem hart gefrorenen Boden, als gehen sie sämmtlich auf Holzschuhen, und ihr Husten verrieth dem Lauschenden, wie sehr sie sich angestrengt.

Der Fabrikherr war in einer eigenen seltsamen Aufregung, in einer Stimmung, wie er sie nie empfunden. Er schämte sich vor sich selbst und fürchtete zum ersten Male Gott, indem all' das Böse, was er armen wackern Menschen bis jetzt angethan, vor seine erschütterte Seele trat. Mit Gefahr des eigenen Lebens hatten jene Menschen ihm einen großen Theil seines Reichthumes gerettet, welchen er durch seinen sündhaften Geiz so tiefe Wunden geschlagen und so zahllose bittere Thränen erpreßt hatte. Er stöhnte, von Gewissensbissen erfaßt, und als jetzt die Glocken unten

in den Kirchdörfern zur heiligen Christmette riefen, war's ihm als ob all' die metallenen Schläge mit schwerer Wucht auf sein Herz fallen; es war ihm, als er den scheuen Blick zu dem sternbesäeten Himmel erhob, als ob er die Engel das „Gloria in excelsis Deo“ singen höre, und das zum Heile der Menschheit in die Welt gekommene Christuskind sehe. Hatte auch er sich des vom Himmel gesandten Heils theilhaftig gemacht? Zeigten die Handlungen seines Lebens, daß er die Lehren beherzigt, die Gebote gehalten, die durch Christus, den Erlöser, der Welt geworden? Stund er auf Sand oder auf festem Boden? — So dachte er, seine Kniee wankten und die Erde schien unter ihm zu beben; er fühlte es, welch' ein unsicherer Grund der sei, auf dem er fuße, denn es fehlte ihm ja der Anker des Glaubens, das Kreuz des Heils als Stütze.

Während nun der reiche Besitzer der Fabrik, welche die Opferwilligkeit armer Leute ihm gerettet hatte, von Gewissensbissen mächtig ergriffen, so an der Gartenmauer stund und bald hinab in die Thäler, bald hinauf zum Himmel blickte, wobei mancher gute Vorsatz in seinem Herzen zur Reife kam, langte der Weber und sein wackerer Sohn wieder bei der in der Hütte zurückgelassenen Mutter und bei dem schlafenden Knaben an.

„Gelobt sei Jesus Christus,“ sprachen die Eintretenden.

„In Ewigkeit“ lautete die Antwort des frommen Weibes, die, während der Brand wüthete, unter folternder

Herzensangst für ihren Mann und Sohn gebetet hatte, auf daß diese kein Unfall treffe.

„Mutter," sprach der Weber vergnügt, „das war ein Brand, wie ich schon seit Jahren keinen heftigern sah; das Feuer drohte die Fabrik und die Nebengebäude zu verzehren und dennoch blieb's bei einem Dachstuhlbrande und bei dem Einsturz der Magazinshalle, nachdem jedoch zuvor alle Ballen, selbst bis auf den kleinsten Pack, von uns herausgetragen und in Sicherheit gebracht worden waren."

„Gott sei Lob und Dank, daß es gelang, den größten Schaden abzuwenden; es ist etwas ganz Entsetzliches um so eine Brunst, denn ehe man sich's versieht, verzehrt das Feuer, was der Mensch sich sauer und schwer errungen."

„Ja, so ist's gar oft," entgegnete der Weber, „doch diesmal hätte das Feuer, wenn wir ihm nicht gewehrt hätten, das in Asche verwandelt, was der Fabrikherr gar leicht der Hilflosigkeit abmarkte. Ich hatte, ich gestehe dir's, Mutter, während dieses Brandes ganz eigene Gedanken. Mir war's, als sei die Hand der Vorsehung offenbar im Spiele, denn gerade uns armen Webern schien die Aufgabe geworden, dem Manne, der uns so schwer gedrückt, seine Gebäude und sein Magazin zu retten. Wenn der vom Brande Bedrohte diese Christnacht und das vergißt, was die durch seinen Wucher schwer gepeinigten Leute für ihn gethan, so ist er ärmer als der Ärmste von uns."

„Ich glaub' kaum, Vater, daß er das vergessen wird," äußerte Johann, „denn dieselben Gedanken, die du während

des Brandes hattest, scheint mir auch der Fabrikherr gehabt zu haben. Als er todtenbleich aus seinem Kassastübchen stürzte und, auf das Magazin deutend, das bereits in lichten Flammen stand, ein kaum verständliches: Ausräumen, ausräumen! rief, war der sonst so roth und stolz aussehende Herr so weiß wie Kreide; seine Kniee schlotterten und seine Hand, in der er den Schlüssel zum Magazine hielt, zitterte; recht deutlich fühlte ich das, als ich ihm den Schlüssel aus der Hand nahm; auch sah ich gar wohl, wie er, als er mich erkannte, die Augen niederschlug und wie dabei die Röthe der Scham in seinem leichenbleichen Gesichte aufstieg. Der schwarze Klecks des Ausschußstempels, den er mir ein paar Stunden früher gegeben, schien ihn jetzt gewaltig zu geniren, mich aber, Vater, freute es, daß sich der reiche Herr vor einem armen Weber schämte, denn wo noch Scham vorhanden, ist, wie ich denke, auch eine gründliche Besserung möglich."

„Ja du hast recht, Johann," sprach der Vater, „und von Herzen gerne will ich das vergeben und vergessen, was der Fabrikherr uns schon in den schwersten Stunden abmarkte, wenn er nur jetzt in sich gehen und ein besserer Christ werden wollte; kommt nun aber und legt euch zur Ruhe; waren wir auch nicht in der heiligen Christmette, so waren wir doch gar eifrig im Gottesdienste, denn dem lieben Gott dient sicherlich auch der, der da hilft und rettet, wo Gefahr einen Nebenmenschen schwer bedroht."

Beifällig nickte das Weib des wackern Mannes, dann falteten alle zusammen die Hände und sprachen laut die übliche Abendandacht. Den Schluß derselben machte heute ein inbrünstiges Vaterunser, in welchem sie den lieben Gott anflehten, Er möge durch das Ereigniß der heiligen Christnacht den starren Sinn des Fabrikherrn zur Erkenntniß und ihn selbst von dem verderblichen Wege, den er wandelte, auf den des Heiles führen.

Eine halbe Stunde später war's in dieser Stube, wo sich die Armuth, ohne sich zuvor durch Brot gesättigt zu haben, zur Ruhe legte, so still, daß man wieder ein Mäuschen hätte über den Stubenboden gehen hören können. Schon zweimal hatte man außen an der Thüre gepocht, Niemand aber hatte geöffnet.

Ach der Unglückliche hat taube Ohren und hört im Wachen wie im Schlafe nur die Schläge seines Jammers, die wie lauter Glockenschlag vor seinen Ohren brummen und ihm immer und immer wieder erzählen von der Noth des Augenblickes und von der Hilflosigkeit der Zukunft.

„Ho, ho! Was gibt's denn?" rief jetzt Johann, als zum dritten Male ein Pochen von Außen sich vernehmen ließ.

„Was hast du denn?" fragte der Vater, von des Sohnes Worten geweckt.

„Mir war's als poche Jemand an unsere Hausthüre."

„Ei schweig, leg' dich auf's Ohr und schlaf'; in so später Nacht kommt Niemand zu uns, 's müßte anders der heilige Christ sein und Dem würde wohl einer seiner Engelein öffnen."

„Ich irre mich wahrlich nicht, man hat gepocht, Vater," gab Johann zurück, stieg aus dem Bette und kleidete sich rasch an; ehe er jedoch noch fertig wurde, pochte es zum vierten Male und zwar so heftig, als solle die Thüre aus den Angeln gehen.

„Geduld! Geduld! ich komm' ja schon!" rief Johann durch die geschlossenen Läden, und während er den Docht einer Öllampe anbrannte, verließ auch der Weber sein ärmliches Lager, zog schnell das Nöthigste an und weckte dann sein in der Nebenkammer schlafendes Weib. Als er gleich darauf wieder aus dem Kämmerlein trat, wußte er nicht recht, ob er wache oder träume, denn die Person, die angepocht und die eben unter dem Voranleuchten Johann's in die Stube trat, war — welch' ein Wunder — der Fabrikherr.

„Ei, ei ihr guten Leute," sprach der reiche Mann, indem er sich in der ärmlichen Stube umsah, „ihr habt einen guten Schlaf." Bei diesen Worten legte er seinen warmen Mantel ab, reichte dem Weber die Hand zum Willkomm und sagte dann: „Hier ist's ja so kalt, wie draußen im Walde. Kommt, thut mir die Liebe an und macht ein Feuer in den Ofen, denn ich habe ein Viertelstündchen mit Euch zu plaudern."

Johann schob einen Reisigbündel in den Ofen, zündete ihn mit einem Kienspahn an und gleich darauf krachte und prasselte es in dem Ofen, daß es eine Freude war.

„So ist's recht," sagte der Fabrikherr, ließ sich auf einen Stuhl nieder und grüßte freundlich die Hausfrau, die offenbar zögernd die Schwelle ihrer Schlafkammer überschritt.

„Der heilige Christ scheint hier noch nichts bescheert zu haben," sprach jetzt lächelnd der Fabrikherr; „deutlich merkt man das an euern Gesichtern; das Versäumniß des Abends will aber nun die vorgerückte heilige Nacht gut machen. Um einen Christbaum euch aufzuputzen war nun freilich die Zeit all' zu knapp, an wünschenswerthen Gaben aber soll's deshalb nicht fehlen." Als der Kaufherr so geredet, rief er zur Thüre hinaus, vor welcher seine Kutsche hielt: „Vorwärts Jakob!" und gleich darauf wurden zwei große Körbe, Fleisch, Brot, Wein, Mehl, Festkuchen und vieles Andere enthaltend, von dem Bedienten des Fabrikherrn in die Stube getragen.

„Nehm't das ihr lieben Leute als einen kleinen Beweis meines Dankes für jene Dienstleistungen an, die ihr mir in seltener Aufopferung während des Brandes geleistet, und du Johann," wendete sich der reiche Herr zum Sohne des Webers, „vergiß, daß ich dir auf dein tadelfreies, preiswürdiges Stück den Ausschußstempel geben wollte. Verdrießlichkeiten im Geschäfte, Verluste, die man bald hier, bald dort erleben muß, in Verbindung mit der

durch solche Vorkömmnisse Hand in Hand gehenden übeln Laune tragen häufig an solchen Verstößen die Schuld. Gib dich daher zufrieden, wenn ich dir aufrichtig bekenne, daß es mir leid thut dich gekränkt zu haben und bring' mir morgen nach der Kirche dein Stück, dann sollst du mit dem Preise zufrieden sein, den ich dir dafür ausbezahle."

Vor Staunen und Verwunderung konnten die armen Leute gar kein Wort des Dankes finden. Während ihr Mund lächelte, vergossen ihre Augen Thränen, und indem sie sprechen wollten, stammelten sie etwas daher, was wohl das Gemüth, nicht aber das Ohr verstehen konnte.

„Das, was die Körbe enthalten," fuhr der Fabrikherr fort, „gehört der Hausfrau für die Küche, und damit sie nicht erst im Walde Reisig zu sammeln braucht, wird am Montag früh ein schöner Wagen voll Holz hier abgeladen werden; das, Johann, was ich dir morgen für das Stück bezahle, welches du mir so rasch aus den Händen genommen, ist dein Theil, und für Euch, Meister, hab' ich da etwas Hartes mitgebracht. Ist's auch eben kein Christfestkuchen, so wird's Euch doch als Einbußpfenning wohlthun." Eine schwere lange Rolle, worauf zu lesen war: Hundert Thaler, legte er so sprechend in die zitternden Hände des Webers, der unter dem Ausrufe: „Womit habe ich das viele Geld verdient!" vor dem Fabrikherrn auf die Kniee sinken wollte.

Mit ernster Geberde wehrte das der reiche Mann. „Knieet nicht vor mir, denn Ihr seid wahrhaftig besser wie ich!“ sprach er in feierlichem Tone, und plötzlich weich werdend und der Rührung sich überlassend, die er seit seiner Anwesenheit hier mit Gewalt unterdrückte, setzte er hinzu: „Betet oft, frommer Mann, für mich zu dem lieben Gott, und wenn Ihr dabei knieen wollt, so werd' ich Euch's, so lange ich lebe, danken.“ Hierauf legte er dem schlafenden Knaben vier Goldstücke auf die Decke, sprechend: „Verwendets zu des Kindes Wohl und Freude, wie es euch gefällt, und so oft Ihr ein Stück fertig hab't, Meister, findet Ihr für's Künftige an mir einen festen Abnehmer, dessen Stempel Ihr nicht mehr zu fürchten hab't.“

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!“ rief da der Weber mit lauter Stimme und ließ sich's nicht wehren, seinem Wohlthäter die Hand zu küssen.

„Ja, so sei's,“ sprach der Fabrikherr, der zum ersten Male in seinem Leben die Erquickung einer guten edeln That in seinem Herzen empfand. „Ja, so sei's,“ wiederholte er, „und Euch bitt' ich,“ fügte er hinzu, „Euern armen Handwerksgenossen zu sagen, der Brand in der heiligen Christnacht habe den bösen Willen, der manchem von ihnen gar wehe gethan, unter Schutt und Asche begraben; da Ihr alle Jene, welche beim Brande thätig gewesen, genauer kennt, wie ich, so schickt sie mir morgen nach der Kirche auf mein Comptoir. Friede soll dann werden zwischen

mir und ihnen und mein guter Wille soll sich in der That bewähren."

„Ehre sei Gott in der Höhe!" jubelte noch einmal der Weber und tausend heiße Segenswünsche gaben dem scheidenden Fabrikherrn das Geleite. Dahin rollte der Wagen und auf der Schwelle stehend schauten die Hochbeglückten demselben nach. Der Mond glänzte so freundlich vom wolkenreinen Himmelsdome herab, als freue auch er sich über die unerwartete Hilfe, die in der Weberhütte eingekehrt, und die Sternlein glitzerten, als nicken sie Beifall herab.

Schlaf und Ermüdung war nun von dieser wackern Familie genommen, und nachdem der Sturm der Überraschung und Freude sich gelegt, wurden die Körbe ausgepackt, was nicht ohne: „Ach!" „Oh!" und Händeklatschen des Knaben abging, der erwacht nicht anders glaubte, als das Christkind sei mit Engeln hier gewesen und habe Hilfe und Rettung vom Himmel herab gebracht.

Da auch den übrigen Webern, die beim Brande thätig gewesen waren, ein erfreulicher Morgen bevorstund, so wünschte Johann sehnsüchtig den Tag herbei, und sobald es dämmerte, verließ er im Sonntagsrocke die Hütte und lief zu diesen wackern Leuten hin, ihnen mittheilend, sie mögen nach der Kirche sich auf dem Comptoir des Fabrikherrn einfinden.

Da beim Brande auch arme Weber von andern nahe gelegenen Dörfern und Weilern hilfreiche Hand angelegt

hatten, so schickte man auch an diese Boten; kurz, Johann entledigte sich gar gewissenhaft seines Auftrages, und Keiner wurde vergessen, der sich in der heiligen Christnacht verdient gemacht hatte.

Noch bevor die Glocken zum heiligen Hochamte riefen, hatte sich auf dem freien Platze vor der Kirchenthüre eine beträchtliche Anzahl von Männern versammelt, unter welchen Johann und sein Vater stund, und das, was die Beiden erzählten, wurde zwar beifällig aber mit einem Kopfschütteln halben Unglaubens aufgenommen.

Der Fabrikherr etwas schenken und dabei bis zu Thränen gerührt werden — das war den armen Webern, die sich stets nur von dieses Mannes Härte überzeugt hatten, ein Vorkömmniß, das sie sich nicht recht zu deuten vermochten. Eine solche Umwandlung konnte nach ihrem Dafürhalten nur durch ein Wunder bewirkt worden sein, und Alle waren neugierig auf die ihnen verheißene freundliche Aufnahme im Comptoir.

Diesem Hin- und Hergerede, in welchem sich unverholen von jeder Seite Zweifel aussprachen, machte der Beginn des heiligen Hochamtes ein Ende. Gewohnt Gott allein zu vertrauen, beteten die armen aber wackern Leute recht andächtig, sahen aber dabei oft nach einem Seitenstuhle unferne des Hochaltares hin, der dem Fabrikherrn gehörte, stets aber leer geblieben war. Heute jedoch kniete der Fabrikherr in demselben, las unverwandten Auges eifrig in einem Gebetbuche, und als am Schlusse der Segen mit

dem heiligen Sakramente ertheilt wurde, beugte er sich tief und schlug, nachdem er sich mit dem Kreuze bezeichnet, in sichtlicher Zerknirschung an die Brust.

Da schwanden nun freilich die Zweifel, und als die Leute aus der Kirche gingen, schaute Einer den Andern verwundert an.

„Hast du den Fabrikherrn bemerkt?“ „Ja.“ „Hast du gesehen, wie eifrig er betete und wie andächtig er an die Brust schlug?“ „Ei freilich, es ist wahrhaftig zum Verwundern.“ So wurde hin und her gefragt und geantwortet, worauf Alle gemeinschaftlich den Berg zur Fabrik hinan stiegen.

„Nur herein ihr wackern guten Leute!“ Mit diesem Gruße empfing der Fabrikherr, der heute Jedem viel milder und ganz anders vorkam, wie sonst, die Männer schon unter dem gewölbten Bogen des Einfahrthores, wornach Alle, er voraus und die Andern hintenher, das Comptoir betraten. Mit herzlichen Worten dankte der Herr hier diesen Leuten für die Hilfeleistung der verwichenen Nacht, ließ hierauf von seinem Kassier jedem eine Geldrolle einhändigen und tröstete sie mit der Versicherung, daß sie fürder keinen Stempel mehr, sondern die Arbeit je nach ihrem Werthe stets in Baarem ausbezahlt bekommen werden.

Das war nun freilich für diese Leute die wünschenswertheste Christbescheerung; unter Thränen der Freude sprachen sie ihren Dank aus und stiegen sämmtlich hochbe-

glückt jenen Berg hinab, den sie früher nur unter bangem Herzklopfen angetreten hatten.

Johann hatte für sein Stück den zehnfachen Werth in blanken harten Thalern bekommen, und als jeglicher Mund nur von einem plötzlich zu Theil gewordenen Glücke redete, sagte Johanns Vater: „Das größte Glück bescheerte die Christnacht dem Fabrikherrn selbst. Das Feuer, das während derselben seinen Reichthum bedrohte, lehrte ihn den Herrn fürchten und das Böse meiden; es zeigte ihm die Armen als seine Retter und weckte in seinem Herzen die Stimme des Gewissens; es war das offenbar eine Fügung des Himmels, und das erkennend fand der Fabrikherr nach langen Verirrungen den guten Gott wieder.“ Frommen Beifall nickte jeder Kopf und Friede war nun zwischen dem gebesserten Bedrücker und den früher von ihm Gedrückten. Sein thatsächlich an den Tag gelegter guter Wille, verbunden mit einer wahrhaftigen Reue, versöhnte Alle und das: „Ehre sei Gott, Der uns und ihm geholfen“ sprach jeglicher Mund mit Inbrunst aus.

Das Jägerkreuz,

oder:

Die Kraft des Gebetes.

An dem äußersten Ende eines großen wegen seiner wohlhabenden Besitzer weit und breit bekannten Gebirgsdorfes des südlichen Deutschlands lehnte an steilen Felsenmassen eine von Holz zusammengefügte, mit Moos überwucherte Hütte, die von Sonne, Sturm und Wetter schon so arg mitgenommen war, daß das schwärzliche Gebälke und die losen Planken, bei flüchtiger Beschauung, einer Brandstätte glichen.

Für einen gefühlvollen Beobachter gewährte diese baufällige Behausung einen äußerst ergreifenden Anblick, denn es schien, man habe sie fortgeschleudert aus dem wohlhabenden Dorfe und die Natur, immer segnend, wo Menschen zerstören, habe sie mitleidsvoll unter ihren Schutz genommen und gestützt.

Weit trauriger als diese Hütte von Außen sah es aber in ihrem Innern aus; vier Kinder saßen hier um einen Tisch, in dessen Schublade kein Brosamen mehr vorhanden war, und in einem Bette, bestehend aus einem Strohsacke, einem solchen Kopfpolster und einer fadenscheinigen wollenen

Decke lag die Mutter dieser armen Kinder. Die Bläße ihres Gesichtes wie ihre abgezehrten Hände zeigten, dieses Weib, welke offenbar dem Grabe entgegen, und der Blick ihres Mannes, der, den Kopf gesenkt, in der Stube auf und nieder schritt, wo Krankheit, Jammer und Elend ihre Wohnsitze aufgeschlagen, that kund, wie sehr er sich ob des Zustandes seiner Hausfrau gräme, mit der er vor etwa zehn Jahren unter Verhältnissen eingesegnet worden war, die für einen an Arbeit und Genügsamkeit Gewöhnten glückliche genannt werden konnten.

Mit einem schuldenfreien Söldneranwesen erbte Stefan — so hieß der Mann der Kranken — auch einen Prozeß von seinem seligen Vater, und da ihm dieser noch auf dem Sterbebette kurz vor dem Hinscheiden gesagt, er streite um sein gutes Recht, so wollte auch Stefan die Vortheile, die er bereits in seines Vaters Sache errungen glaubte, nicht fahren lassen. So oft es jedoch Taxen und Gerichtskosten zu bezahlen gab, schnitt Stefan ein gar saures Gesicht, prozessirte aber in Gottes Namen fort, denn sein seliger Vater hatte ihm ja, wie bereits erwähnt, noch wenige Minuten, bevor man für ihn das Sterbeglöcklein zog, versichert, er habe um sein gutes Recht gestritten.

Es handelte sich nämlich um einen Holztheil, den der Dorfbader, der dünkelhaft genug war, sich auch Herr Doktor nennen zu lassen, willkürlich benützte und ihn deshalb für sein Eigenthum hielt, weil sein ebenfalls schon seit Jahren verstorbener Vater hier, so oft es ihm gefiel, Holz

geschlagen, Gras gemäht und Laub gerecht hatte. Stefan hatte nun aber im Nachlasse seines Vaters eine Urkunde erhalten, in welcher deutlich stund, daß dieser den fraglichen Holztheil von der Gutsherrschaft käuflich an sich brachte und ihn nur pachtweise und zwar im mündlichen Übereinkommen dem Vater des Dorfbaders überlassen habe.

Wer nun hier recht hatte, das war schwer zu unterscheiden, denn sowohl in den Händen des Klägers, wie in denen des Geklagten befand sich eine Art Urkunde, die für sich allein ziemlich klar war, hielt man sie aber gegen einander, so eröffnete sich dem Zweifel ein weites Feld. Man suchte nun in dem Archiv der gutsherrlichen Rentenverwaltung nach Akten, welche Licht in dieser Streitsache geben sollen, da aber die Ordnung hier nichts weniger als eine musterhafte war und der schlecht bezahlte Schreiber die alten bestäubten Akten häufig an Käsehändler und Wirthe verkaufte, um in den Registraturkästen wieder Raum für neue Scripten zu bekommen, so war und blieb jede Mühe vergebens. Ob sich jenes Dokument, welches dem lange währenden Prozesse ein Ziel gesetzt hätte, wirklich in einem von dem Schreiber als Makulatur verkauften Bündel befand oder ob es der Staub und die Mäuse gefressen, das war nun freilich ein schwer zu entzifferndes Räthsel. Genug, es fehlte, und da Stefan der Kläger war, so wurden die Tax-Auslagen und die Vorschüsse, die sein Anwalt von Zeit zu Zeit verlangte, für ihn bald ein Loch ohne Boden, in welchem sein unter sauerm Schweiße verdientes Geld

spurlos verschwand, während der Mangel anfangs leise aber immer stärker und hörbarer an seine Thüre pochte.

Da nun schon so vieles Geld dahin war, so wollte Stefan den von dem Vater begonnenen und von ihm fortgeführten Prozeß um so weniger aufgeben, als er meinte, Recht müsse unter allen Umständen Recht bleiben. Er stritt also fort und machte, um fortstreiten zu können, eine Schuld nach der andern.

Da Stefans Gütchen von keiner Hypothek belastet war, so bekam er anfänglich von Bekannten gegen Entrichtung der landesüblichen Zinse gerne kleine Summen geliehen, später aber mußte er sich an Wucherer wenden, himmelschreiende Perzente bezahlen und nach Umfluß einiger Jahre zeigte das aufgeschlagene Hypothekenbuch, der Mann sei über und über verschuldet, und keine Platte auf dem Dache sei mehr sein Eigenthum.

Obwohl fleißig und arbeitsam vom Sonnenaufgange bis in die späte Nacht hinein, konnte Stefan den täglichen Lebensbedarf immer schwerer und endlich gar nicht mehr erschwingen, denn die Percente der Kapitalien, die auf seinem Anwesen lasteten, wie der Betrag der fortlaufenden Taxen, Gerichts- und Advokatenkosten erheischten zur Bestreitung eine andere Erwerbsquelle als die des Pflügers auf verschuldetem Grunde und Boden.

Vom Abzahlen der Kapitalien konnte nun vollends keine Rede mehr sein, und da sich auch die Zinse nicht mehr erschwingen ließen, so häuften sich plötzlich die Klagen

gegen Stefan von allen Seiten, und in kurzer Frist war dieser Mann gänzlich ruinirt; Pfändung und Gant machten ihn obdachlos und die Gemeindeverwaltung überließ dem sonst Unbescholtenen aus besonderer Gunst die Eingangs erwähnte baufällige Hütte am äußersten Ende des Dorfes, die ohne die stützende Felsenwand längst zusammengebrochen wäre.

Früher befand sich in dieser Hütte eine Wasserleitung, die aus einer Felsenquelle das Wasser auf den Schloßberg hinauf trieb, da aber die unter der Erde an einander gefügten Holzröhren längst vermorscht und das Triebwerk selbst verdorben war, so verkaufte man die Räder und das Metall unter das alte Eisen und ließ die vom Winde und Regen geschwärzte Barake verödet liegen.

Da dem armen Stefan nach seiner Vergantung noch ein kleiner Waldtheil geblieben, so brannte er, unter das Dach der Dürftigkeit eingezogen, Kohlen; für die fällende Axt gab es aber schon nach Umfluß eines Jahres keinen Stamm mehr und die Kohlenstätte hörte auf zu dampfen.

Arg und recht bitter fühlbar wurde nun die Noth; zu dem Kummer gesellte sich der Hunger und das Arbeiten im Taglohne schützte die arme Familie kaum vor dem Verschmachten, denn heute gab es etwas zu thun, während morgen die Umfrage nach Arbeit vergebens geschah.

Ehrenhaft nun, wie Stefan war, schämte er sich zu betteln und verbot auch seinen Kindern auf das strengste je so zu thun, die er, wie's sich ziemt, zur Schule, zur

Kirche und in die Christenlehre schickte. Mit beispielloser Geduld ertrug der heruntergekommene Mann sein Elend und einen schwachen Strahl der Hoffnung gab ihm nur noch der Gedanke, er werde dennoch, nun im Armenrechte prozessirend, den ziemlich werthvollen Holztheil gewinnen.

Bleichte auch der Schmerz ob der verlorenen Habe und die tägliche Entbehrung bei schwerer saurer Arbeit etwas seine Wangen, so fühlte er sich doch noch gesund und kräftig, und sein Gram wäre minder groß gewesen, würde ihm nicht ein Blick auf seine Hausfrau deutlich gezeigt haben, der breche der Kummer das Herz und bereite ihr vor der Zeit ein kühles Bett im Friedhofe.

So dachte Stefan auch jetzt, als er, Thränen in den Augen und den Kopf traurig gesenkt, in der Stube auf und nieder schritt, in welcher seine Kinder an dem Tische saßen, in dessen Lade kein Brosamen für ein Vögelein zu finden gewesen wäre und wo sein armes Weib, von einem Zehrfieber befallen, im schlechten Bette lag und, die Hände im Gebete gefaltet, eben vor Erschöpfung eingeschlummert war.

Kahl waren die Wände dieser Stube, in welcher eine unglückliche Familie unter bangem Herzklopfen athmete; ein Cruzifix, das über dem Bette der Kranken hing, war der einzige Schmuck dieser Wände, und hinten in der Ofenecke lehnte an einem alten schlechten Schranke eine Kugelbüchse. Sie war das letzte Stück, welches der unglückliche Stefan noch von dem Erbtheile seines seligen Vaters besaß, der

sie wohl zu handhaben verstanden, und auch Stefan hatte sich früher während der Tage ungetrübter Geborgenheit im Scheibenschießen mit ihr oft das Beste heimgeholt. Verlassen und vergessen lehnte dieses treffliche Geschoß seit Jahren an dem Schranke in der Ecke, und nach langer Zeit würdigte der Besitzer desselben es nun wieder eines Blickes. Von einem schmerzlichen, der bitteren Noth aber wehrenden Gedanken überkommen, nahm er den Stutzen aus dem Winkel hervor, wischte von Schaft und Rohr den Staub ab, probirte, den Hahnen aufziehend und wieder abspannend, die Federn, und warf, als er Alles in gutem Stande fand, den Scheibenstutzen über die Schulter; hin schritt er dann zu seinen armen Kindern, die traurig auf den leeren Tisch niederblickten. „Habt auf die Mutter acht,“ sprach er leise zu ihnen, „und wenn sie erwacht und nach mir fragt, so sag't ihr, ich komm' bald wieder und bringe für sie eine Stärkung und für euch etwas zum Stillen des Hungers mit.“

Nachdem der arme Vater so gesprochen, machte er über seine Kinder das Kreuz, küßte Jedes auf die bleiche Wange und schlich, um die Schlummernde nicht zu wecken, leise auf den Zehen zur Thüre hinaus.

Als sich Stefan einige Minuten später draußen im Freien auf einem schmalen Waldpfade zwischen Baum und Busch befand, gab er seinen schmerzlichen Empfindungen und traurigen Gedanken Worte. Die Büchse von der Schulter nehmend, betrachtete er sie wehmüthig und sagte:

„Nun mußt auch du fort; absichtlich hab' ich dich bis jetzt in der Ofenecke stehen lassen; absichtlich hab' ich's vermieden dich anzuschauen; nun aber ist die Noth und der Hunger unter meinem schlechten Dache einmal zu arg; Stärkung für die kranke Mutter und Brot für die armen Kinder muß herbei und du, mein lieber seliger Vater, wirst mir's wohl verzeihen, daß ich nun auch das letzte Andenken von dir verkaufe."

Als Stefan so sprach, rannen ihm die hellen Zähren über die Wangen; die Kugelbüchse zitterte in seinen Händen und er weinte laut. Unter den tausend heitern Vögeln, die singend, pfeifend und zwitschernd von Ast zu Ast hüpften und flatterten, war er das einzige Geschöpf Gottes, das tief und bis in den Tod betrübt war.

Nach einer Weile faßte sich Stefan wieder, und nachdem er etwa eine halbe Stunde rüstig ausgeschritten war, lichtete sich plötzlich der Wald und ein hübsches Gebäude, an dem Giebel mit einem stattlichen Hirschgeweih geschmückt, schaute recht wohnlich aus dem dunkeln Grün der Tannen heraus. Es war dies das Försterhaus; ein freundlicher Garten breitete sich vor demselben aus, der an einen Wiesenplatz grenzte, auf welchem das saftige Gras für die wohlgenährten Kühe des Försters wuchs, die man oft darin weiden sah. Alle Arten Gemüse wurden in diesem Garten gepflegt und überall erblickte man Ordnung und Reinlichkeit.

In dieses Haus nun wollte Stefan die ihm so theure Kugelbüchse bringen und sie dem Förster, der gegen alle Leute freundlich, gegen Arme mildthätig, böse und strenge aber allein nur gegen Wilddiebe war, zum Kaufe anbieten. Mächtig klopfte dem armen so tief in Noth und Elend gerathenen Mann das Herz, und je näher er der einsam gelegenen Försterwohnung kam, desto beklommener und schwerer wurde es ihm im Gemüthe.

Unter dem schattigen Dache einer Linde saß der Förster im grünen Hausrocke, ein grünsammtnes Käppchen auf dem schon theilweise ergrauten Scheitel; behaglich schmauchte er seine Pfeife und plauderte dabei mit dem Schloßverwalter und mit dem gesprächigen Dorfbader, welche ihm an einem runden Tische gegenüber saßen.

Als Stefan den Förster nicht allein, sondern in Gesellschaft sah, wurde er verlegen, blieb stehen und hielt mit sich Rath, ob er in den Garten eintreten oder vorüber gehen solle; sobald er aber den Dorfbader, seinen Gegner in jener Streitsache, erkannte, ob welcher er verarmte, fiel auf sein Gesicht ein düsterer Schatten und ganz und gar vergessend, weßhalb er den Weg hieher gemacht, zog er vor dem Förster den Hut, grüßte und schritt dann rasch vorüber.

„He, wohin so eilig, Stefan?" rief der Förster über den Zaun.

„Will mir drüben im Dorfe um Arbeit umsehen."

„Um Arbeit — mit dem Kugelstutzen? — Gibt's denn ein Scheibenschießen?"

„Solche Vergnügen überlaß' ich Leuten, die in glücklichern Verhältnissen leben wie ich; die Büchse will mir Einer abkaufen und da will ich sie denn hinbringen, damit der Handel einmal in's Reine kommt!"

„Ah so," entgegnete der Förster beruhigt, rief noch ein: Viel Glück zum Handel, über den Zaun und schmauchte dann wieder harmlos seine Pfeife.

„Wenn der die Kugelbüchse verkauft," sprach mit tückevoller Betonung der Bader, „so will ich mein Leben lang Dummkopf heißen."

„Wie so?" fragte der Förster.

„Ei, ich meine nur, ich habe oft so meine aparten Gedanken."

„Dann schweigt lieber gleich ganz, wenn Ihr nur halb reden wollt, denn Ihr wißt, daß mir alle Geheimnißthuerei bis in den Tod verhaßt ist."

„Ei, ei, lieber Herr Förster, wer wird denn gleich so unwillig sein," beschwichtigte der Bader, dem der Ärger in dem offenen und ehrlichen Gesichte des Forstmannes nicht entging. „Der gute Stefan," sprach er dann, gar schlau den Förster anschielend, „hat eben nichts mehr zu nagen und zu beißen, und da denk' ich wird er sich halt um ein Brätlein draußen im Walde umsehen."

„Und das Gewehr bei mir vorbeitragen? — das glaub' ich nicht, da wär' der Stefan entweder der dümmste

oder frechste Mensch, der mir je im Leben vorgekommen. Wenn ein Mann arm ist, macht man gerne falsche Schlüsse über ihn, Ihr aber solltet das am allerwenigsten thun, weil Ihr mit dem Stefan Prozeß führt; aus Euch reden Neid und Mißgunst."

„Und aus Euch, Herr Förster, redet jetzt die Selbsttäuschung. Wie mir, kam auch Euch der Argwohn, als der Stefan sagte, er wolle sich um Arbeit umschauen. „„Um Arbeit mit dem Kugelstutzen"" rief't Ihr recht mißtrauisch über den Zaun, weil nun aber ich das ausspreche, was Ihr Euch gedacht, so haltet Ihr mir eben Widerpart; ich bleib' jedoch bei meiner Behauptung, der Stefan geht auf die Bürsche, und wenn wir, was leicht geschehen kann, ihm den Weg abschneiden und ihm nachschleichen, so werden wir das bald bestätigt finden."

„Gut," sagte der Förster, „wir gehen dem Stefan nach und verläßt er den Pfad, der zum Dorfe hinunter führt, so mag er den Schutz Gottes anrufen, denn dann schleicht ihm der Förster mit dem gespannten Stutzen nach, und wenn der Stefan auf ein Wild anlegt, nimmt der Förster auch ihn haarscharf auf's Korn. Kracht's beim Stefan, so geht's auch bei mir los und wenn Stefan gut gezielt hat, so liegen Wild und Wilddieb nicht weit von einander. Euch zahl' ich dann hundert Thaler, weil Eure Behauptung richtig war, trägt aber der Stefan seinen Kugelstutzen nicht zum Wilddiebstahle, sondern zum Ver-

kauf, so müßt Ihr den Prozeß, den Ihr gegen ihn führt, einstellen und das Waldstück ihm überlassen.

„Bin vollkommen mit der Wette einverstanden!“ rief erfreut der Bader; „der Herr Schloßverwalter ist Zeuge und das Übrige wird sich finden.“

Der Schloßverwalter, ein herzensguter menschenfreundlicher Mann, erschrak über eine so unchristliche Wette, entschloß sich aber dennoch mitzugehen, denn er vertraute der Ehrenhaftigkeit des als wacker bekannten Stefan und wollte, selbst wenn er sich in Stefan irrte, um jeden Preis ein Unglück verhüten, denn er wußte gar wohl, daß der Förster, der nie einen Armen unbeschenkt von seiner Thüre gehen ließ, und überall hilfreich die Hand bot, wo er nur immer konnte, kein Erbarmen gegen Wilddiebe kannte. Das rohe Vorurtheil des alten Jägerwesens trübte nämlich dem Förster, was den Wildfrevel betraf, seinen sonst so klaren praktischen Verstand, und ohne Ausnahme erblickte er in jedem Wilddiebe einen vorsätzlichen Todschläger, der stets gefaßt sei im Betretungsfalle dem Jäger eine Kugel durch den Leib zu jagen. Da nun wirklich auf diese Weise ein Bruder des Försters zum Krüppel geschossen und sein Vater den Tod im Forste gefunden hatte, den er an fünfzig Jahren mit treuer Sorgfalt gepflegt, so übte er eine Art Blutrache, ohne dabei je bedacht zu haben, wie schwer er sich als Christ gegen das fünfte Gebot Gottes versündige.

Einige Minuten, nachdem die böse Wette zu Stande gekommen, eilte der Förster, begleitet von seinen Tischgenossen, durch einen Hohlweg einen Höhezug hinan; keine Silbe wurde gesprochen und jedes Geräusch sorgfältig vermieden.

Während nun das geschah, war Stefan bereits von dem Pfade abgewichen, der hinab zum Dorfe führte. In trübe Gedanken versunken, stieg er, ohne eigentlich recht zu wissen, weßhalb er es that, bergan; er wollte nämlich nicht ohne Labung für die Seinen nach Hause kommen und später in's Forsthaus gehen, wenn sich die Besuche dort entfernt hatten. Da das nach seinem Ermessen einige Stunden dauern konnte, so war es gleichgültig, wo er die Zeit hinbrachte. Da nun ein wirklich Unglücklicher in der Regel gerne die tiefste Einsamkeit sucht, so geschah das auch bei Stefan, der gesenkten Hauptes rüstig bergan stieg und in dem Maße freier athmete, je tiefer die Dörfer unter ihn zu liegen kamen und je frischer die Bergluft auf den Höhen wehte.

Das war nun der harmlose Grund, weßhalb Stefan vom Pfade abwich, der in's Dorf hinabführte, und nicht die leiseste Ahnung stieg in seiner Seele auf, welch' ein Urtheil eben über ihn gefällt werde.

Der Förster hatte nämlich mit seinen zwei Begleitern bereits den Hohlweg passirt und, vorsichtig den Kopf über einen Busch erhebend, blickte er das Thal entlang, durch welches sich der Fußpfad schlängelte, auf dem man zu jenem Dorfe gelangt, wo Stefan vorgeblich seinen Kugel-

stutzen verkaufen wollte. Der Pfad war leer; kein Tritt, kein Laut ließ sich vernehmen, und der Same des Argwohns, der dem Förster bereits in's Herz gestreut war, fing an zu gähren.

Eine gute Weile blieben die Drei bewegungslos an diesem Punkte auf der Hochwacht, wo sie das ganze Thal entlang Alles übersehen konnten, ohne von irgend Jemanden bemerkt zu werden.

„Herr Förster," flüsterte jetzt endlich der Bader, dessen Gesicht Hohn und Schadenfreude ausdrückte, „es scheint nun doch, der Stefan habe einen Abstecher vom rechten Wege gemacht und es dürfte gerathener sein, wenn Ihr Euer Fernrohr aus der Tasche ziehen und die Höhen und Bergmäder etwas mustern wolltet; mir schien's vorhin, als hab' ich dort drüben beim Jägerkreuz Jemanden hinschleichen, um die Felsecke beugen und den Berg hinan steigen sehen. Das Felseneck liegt jetzt noch zwischen Dem, der sich dort herumtreibt, und zwischen unsern Blicken, wenn der jedoch nicht Rast hält, so muß er bald wieder bei den zwei einschichten Tannen zum Vorschein kommen. Bei einer Treibjagd im verwichenen Herbste, Herr Förster, hab't Ihr mich dort oben bei den Tannen angestellt, und die Treiber haben noch kaum angefangen laut zu werden, so ist schon ein stattlicher Hirsch über's Bergmad zu den Tannen hergetrollt, wo ich auf der Lauer stand. Da ich noch nicht recht gefaßt war, so hat ein Fehlschuß den Hirsch vom Bergmad vertrieben, den Ihr dann drunten bei den Weiß-

buchen seinen letzten Sprung machen ließet. Ja, wie gesagt, der Stand da oben ist ein ausnehmend guter, und wenn damals der Stefan bei den Tannen auf dem Anstande gewesen wäre, so hättet Ihr den schönen Hirsch gewiß unten bei den Weißbuchen nicht mehr zu sehen bekommen. Man muß eben reden, was die Wahrheit ist, und wahr ist's, daß der Stefan ein Schütze ist, der sich mit jedem Jäger in der Umgegend messen kann!"

Während der Dorfbader so redete, nahm der Förster sein Fernrohr aus der Tasche, zog es in die Länge und richtete es zum scharfen Sehen; unverwandt blickte er dann zu der ihm bezeichneten Stelle auf; kein Wort kam über seine Lippen, plötzlich aber zitterte das Fernrohr in seiner Hand; eine dunkle Röthe stieg in seinem Gesichte auf und, vor Entrüstung bebend, sprach er in rauhem gereizten Tone: „Er ist's!"

Ein triumphirendes Lächeln in dem schadenfrohen Gesichte, sagte der Bader: „Freilich ist er's; 's ist derselbe gute Wildpretstand, wo Ihr mich, wie gesagt, im verwichenen Herbste anstelltet und wo ich schlechter Schütze einen so unverzeihlichen Fehlschuß gethan."

Wiederholt schaute der Förster durch das Fernrohr, schob es dann plötzlich zusammen, steckte es in die Tasche und sprach: „Ich muß mich in der Nähe überzeugen."

„Ei, es ist gar nicht nöthig," lächelte der Bader, „ich erkenn' die Stelle auch mit unbewaffnetem Auge, hab' aber keine Lust hinaufzusteigen und mir den Schweiß aus den

Poren zu treiben. Wir suchen ja überhaupt nicht nach den einschichten Tannen, sondern nach dem Stefan, und wenn Ihr nicht etwa den durch's Fernrohr gesehen, so geht allein und ich thue mir unterdessen hier im Schatten gütlich."

„Den glaub' ich eben erblickt zu haben," gab der Förster in furchtbarer Aufregung zurück, „kommt deshalb, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Vergnügt rieb sich der Bader die Hände, zuckte die Achsel, als wolle er sagen, es kann schon sein, und nun ging's fort über ungebahnte Wege, über Stock und Stein, durch Busch und Dickicht.

Der Schloßverwalter fühlte das Herz mächtig in der Brust schlagen; ihm bangte vor dem bösen Ausgange dieser Sache, und zu dem Bader gewendet flüsterte er: „Gott vergeb' Euch, was Ihr da angerichtet."

„Da gibt's nichts zu vergeben, Herr Verwalter," entgegnete der Bader, „denn ich habe nur meine Meinung über den Stefan ausgesprochen, die bereits ein Blick durch das Fernrohr zu bestätigen scheint. Treibt der Stefan wirklich den Wilddiebstahl, so richte ja nicht ich ihn zu Grunde, sondern lediglich er sich selbst. Die Bestrafung eines Spitzbuben ist ja keine unerlaubte Sache."

„Strafen und tödten ist zweierlei," sprach kummererfüllt der wackere Gutsverwalter, „da Ihr aber wißt, von welchem grausamen Vorurtheile der Förster befangen ist, so hättet Ihr in eine so gottlose Wette nie willigen sollen."

„Was der Förster mit einem Wildschützen anfangt, das ist lediglich seine Sache.“

„Das ist nicht seine Sache, sondern die des Gesetzes,“ entgegnete der Gutsverwalter jetzt so laut, daß es der Förster hörte; „er kann den Stefan, ist er wirklich ein Wilddieb, fangen und dem Gerichte überliefern, wenn er aber die Untersuchung dadurch umgehen will, daß er ihn durch einen Schuß tödtet, so ist der Förster ein Verbrecher, der in mir seinen Ankläger finden wird.“

„Ihr seid mir ein schöner Freund,“ rief der Förster, der voran schritt, über die Achsel, „Ihr helft also einem Spitzbuben und wäret im Stande, einen rechtlichen Mann um Dienst und Brot zu bringen.“

„Das, was einen Mann um Dienst und Brot zu bringen im Stande ist,“ gab mit unerschütterlicher Festigkeit der Gutsverwalter zurück, „muß etwas sein, was ihn als einen Menschen bezeichnet, der unwürdig ist, das Brot seines Landesherrn zu essen.“

„Ihr habt eben vom Diensteifer keinen rechten Begriff,“ warf unwillig der Förster hin.

„Ei schweig't; diensteifrig ist nur der, welcher auf gesetzliche Weise den Nutzen seines Herrn fördert; solche gewissenlose rohe Handlungen aber, wie Ihr im Begriffe steht eine begehen zu wollen, schadet als schlechtes Beispiel und macht böses Blut. Wegen einem Stück Wild ist im königlichen Forste ein Vater von vier lebendigen Kindern erschossen worden; so würde man reden, und da der harmlose

Verstand ungebildeter Leute häufig das auf die Regierung überträgt, was ein Beamter, der seine Dienstpflicht überschreitet, thut, so ist Euer Vorhaben nicht nur vom christlichen, sondern auch vom patriotischen Standpunkte aus verwerflich; kurz, ich bin nur mitgegangen, um Zeuge der Nichtbestätigung eines bösen Argwohnes zu sein, oder um eine schlechte That mit all' den mir zu Gebot stehenden Mitteln zu verhindern."

„Soll ich also den Stefan laufen lassen?"

„Nein; überzeugt Euch zuvor, ob's der Stefan ist, den Ihr durch's Fernrohr gesehen, ferner, ob er wirklich wildert."

„Allerdings ist das nöthig," spottete der Bader, „denn der Stefan könnt' ja auch die Wildpretstände visitiren und schauen, ob er dort keinen Schützen antrifft, der seine Kugelbüchse probiren und sie ihm abkaufen will."

Ein strenger Blick, vor welchem der Bader das Auge senkte, war die Antwort des Verwalters, zu welchem der Förster jetzt sagte: „Wenn wir aber den Stefan wirklich auf dem Wilddiebstahle ertappen, was soll nach Eurer Ansicht dann geschehen?"

„Dann ist es an Euch ihm das Gewehr abzunehmen und ihn dem Gerichte zu überliefern."

„Gut, wenn er sich aber nicht fangen läßt," lachte der Förster, „und uns davon läuft. Dann werd' ich mit Eurer Erlaubniß ihm wohl eine Kugel nachschicken dürfen."

„Das wäre eine feige, schlechte Handlung, denn durch die Flucht würde der Stefan dann ja bethätigen, daß er sich im Unrecht fühlt und daß er nicht gesonnen ist, dieses sein Unrecht gegen Euch zu vertheidigen. Überhaupt genügen drei Zeugen, um die Anklage des Wilddiebstahls gegen einen fliehenden Wildfrevler, den man mit Sicherheit erkannt hat, zur Geltung zu bringen. Ihr seht, daß ich in den Jagdgesetzen nicht so ganz ununterrichtet bin, wie Ihr glaubt, und ich rathe Euch deshalb Eure Standespflichten nicht zu überschreiten; nur in Nothwehr dürft Ihr von Eurer Büchse Gebrauch machen, und wenn die, was Gott verhüten wolle, eintreten sollte, so werd' ich nicht von Eurer Seite weichen."

„Nun es wird schon recht werden," begnügte sich der Förster zu sagen, der gegen die ihm entgegen gehaltenen rechtlichen Gründe nicht ankämpfen konnte. Hierauf legte er den Finger an den Mund und gab seinen Begleitern so ein Zeichen, daß, da man bereits den Berg anstieg, der zu den einschichten Tannen hinanführte, kein Wort ferner geredet werden dürfe.

Während all' das vorging, saß Stefan auf einer jener grünen saftigen Hochwiesen, die in der Sprache des Landvolkes Bergmäder heißen. Auf dem Punkte, auf welchem er sich befand, hatte man eine herrliche Fernsicht in das Ober- und Unterland, und seit lange war es dem armen Manne nicht so wohl gewesen wie jetzt auf diesen friedlich stillen Höhen, über welchen Riesenberge und Felsen

— die Heimat der Gemse — anstiegen und wo der Flor der Alpenwelt an schauerlichen Abgründen duftete; wo der Adler im luftigen Reviere horstet und die Thäler gleichsam ewig umdämmert in der Tiefe ruhen. In kräftigen Zügen athmete Stefan hier die reine Bergluft ein, und zu den Höhen aufblickend, hätte er gerne mit seiner unglücklichen Familie dorthin fliehen und sie dem Elende und dem Blicke der Mißachtung entziehen mögen. Bei diesen Gedanken, durch welche Wünsche so haltlos hinzogen wie die Silberwölkchen unter der Wölbung des Himmels, erinnerte er sich an die von keinem Leide getrübte Zeit seiner entschwundenen Jugend, an jene Zeit, wo er sich oft auf hoher Bergtrift ein Feuer angeschürt und aus dem Munde alter Hirten manche praktische Lehre für's Leben erhalten hatte. Dahin war nun jenes ungetrübte Jugendglück, dahin jene unschuldsvolle Harmlosigkeit, die sich an einer schönen Blume, an einem glatten Steine, aus kieselgründigem Bächlein genommen, an einem schwärmenden Leuchtkäfer oder an einem lodernden Feuer ergötzt, von welchem der Rauch kerzengerade zum Himmel aufsteigt. Todt waren auch alle jene alten Hirten, die er als Knabe mit Vorliebe stets aufgesucht, denen er Weiden zum Korbflechten geholt, die ihm dafür manches heilkräftige Kraut gezeigt, ihr Abendbrot mit ihm getheilt hatten und deren Gespräche hoch oben auf den Bergmädern außer dem Geier, der in den Lüften schwebte, Niemand belauscht hatte. Wie jene guten Leute, so schlief nun auch sein Vater längst im kühlen Grabe, und damit

sein krankes Weib und seine hungernden Kinder nicht verschmachten, mußte die Kugelbüchse heute noch verkauft werden. Wie traurig hatte doch Alles sich geändert!

Finster und immer finsterer wurden bei diesen Gedanken die Züge des armen Stefan und ein Entschluß, schwärzer als der Abgrund, der etwa zwanzig Schritte von der Stelle, wo er saß, jäh und schwindelerregend gähnte, stieg in seiner gemarterten Seele auf. „Wenn ich mich hinabstürzte," sprach der Unglückliche mit bebender Stimme, würde man sich dann nicht meiner Familie annehmen; würde nicht das Mitleid, welches keinen Kranken und keinen unmündigen Hilflosen verderben läßt, die retten, die zu erhalten ich nicht mehr im Stande bin?" Er sank in die Kniee und weinte bitterlich; die Stimme seines Gewissens erwachte und hielt ihm die Barmherzigkeit Gottes vor die erschütterte Seele. Stefan schämte sich seines Mangels an Vertrauen zur Vorsehung, er legte die Hände zusammen, schaute zum Himmel auf und sprach ein andächtiges Vaterunser. „Die Erde ist ein Kampfplatz, sprach der Herr Pfarrer in der letzten Predigt," redete Stefan dann zu sich selbst, „und das Ende eines gerechten Kampfes ist gewöhnlich der Sieg; wer in einem solchen Kampfe fällt, von dem sagen seine Waffenbrüder, er sei ein wackerer Krieger gewesen, weil er eben, selbst in der äußersten Gefahr, seine Fahne nicht verließ, seinen Platz behauptete und seine Pflicht erfüllte. Ja so sprach der Herr Pfarrer, und bin ich auch kein Soldat, der neben seiner Fahne

blutige Schlachten mitkämpfen muß, so ist für mich doch das Kreuz, an welchem Christus der Herr das Erlösungswerk vollbrachte, das, was dem Soldaten seine Fahne ist. An dem Anblicke dieses Kreuzes will ich armer Mann mich stärken und, so lange es Gott gefällt, wie ein wackerer Soldat gegen den Feind, gegen die bittere Noth kämpfen. Als Christ will ich den Platz behaupten, den mir die Vorsehung angewiesen, unterliege ich auch dann dem Elende, so wird mir doch Niemand nachsagen können, ich sei als schlechter Christ den Geboten Gottes untreu und vor dem Kreuze der Erlösung und der Verheißung flüchtig geworden. Nein, nein, so elend macht sich der Stefan nicht!" Von frommen Schauern überkommen, sprach der arme Mann diese Worte, und eine schwere Last fiel von seinem Herzen; er schritt nach dem Jägerkreuze hin, warf sich vor demselben auf die Kniee und betete lange und inbrünstig.

Von all' dem, was Stefan eben laut geredet und gethan, waren der Förster und seine Begleiter Zeugen, die, hinter niederem Gestrüppe kauernd, Alles gehört und mit angesehen hatten. Unaussprechlich glücklich fühlte sich der wackere Schloßverwalter allein, während der Förster wie der Bader, jeder in verschiedener Weise, mächtig erschüttert waren. Es konnte der Letztere den Anblick des vor dem Kreuze knieenden, an den Bettelstab gebrachten Mannes nicht ertragen, und zum erstenmale in seinem Leben überkamen ihn Gewissensbisse. Der Förster seinerseits war noch tiefer bewegt, denn er hatte ja eben den Kampf eines

Unglücklichen mit der Verzweiflung gesehen; dabei fiel ihm ein, daß wohl Mancher aus bitterer Noth sich schon zu einem Wildfrevel verleiten ließ und daß, wenn selbst Stefan so gethan, es schrecklich gewesen wäre, ihn eines solchen Vergehens halber zu tödten. Mancher unchristlichen Härte, die der Förster in solchen Fällen schon begangen, erinnerte er sich nun und er that im Stillen ein Gelöbniß, künftighin in gewissenhaftem Festhalten an den Gesetzen dem Willen Gottes und der Menschenwürde Rechnung zu tragen; er wurde recht unzufrieden mit sich selbst und fühlte, daß die Art und Weise, wie er stets im Forste Ordnung gehalten, den Frieden und die Ordnung in seiner Seele zerstört habe. Zuvörderst sehnte er sich nach einer guten, Gott wohlgefälligen That, und von diesem Vorsatze durchdrungen, erhob er sich aus dem Dickicht und schritt gerade auf den noch immer knieenden und betenden Stefan zu, während er durch einen Wink dem Gutsverwalter und dem Bader bedeutete, sich noch versteckt zu halten.

„Stefan, Ihr habt mich belogen," sprach der Förster, sich zur Härte zwingend, „als Ihr mir sagtet, Ihr wollet Eure Kugelbüchse im Nachbardorfe verkaufen, und wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch für einen Wildschützen halten soll, so saget kurz, was Ihr mit der Büchse hier im Revier zu schaffen habt?"

Der in seiner Andacht gestörte arme Mann erhob sich und erzählte mit offenem Freimuthe, wie er, vom äußersten Elende getrieben, die Kugelbüchse dem Förster

zum Kaufe anbieten wollte, und nur an dem Forsthause vorüber gegangen sei, weil er sich die Schadenfreude und den Spott des Baders nicht zuziehen wollte. Das Verlangen, in seinem Leide Niemanden zu begegnen, habe ihn nun da herauf getrieben, wo er einige Stunden warten wollte, bis die Besucher sich aus dem Forsthause entfernt haben würden.

Der Förster, der keinen Augenblick an der Wahrheit dessen zweifelte, was ihm Stefan sagte, nahm diesem den Stutzen hinweg, und als er sich überzeugte, er sei nicht geladen, übergab er ihm denselben mit den Worten wieder: „Da ich nicht zwei Gewehre auf der Schulter heimtragen will, so kann ich den Kugelstutzen hier nicht brauchen, wenn Ihr mich aber in's Thal hinab und zu meinem Hause begleiten woll't, so werde ich Euch dafür einen Preis ausbezahlen, mit dem Ihr gewiß zufrieden seid. Armer Mann, auf dieser Höhe hier," der Förster blickte nach dem Abgrunde, „waret Ihr in einer argen Versuchung und habt Ihr mir auch keinen Hirsch oder Rehbock stehlen wollen, so seid Ihr doch auf dem Punkte gewesen, einen weit furchtbareren Diebstahl zu begehen. Ja, werdet nur bleich," sprach der Förster treuherzig, als Stefan die Farbe wechselte, „ich bin schon seit geraumer Zeit hinter dem Gebüsche dort auf der Lauer gelegen und hab' Alles gesehen und gehört, was Ihr gethan und gesprochen. Dem lieben Herrgott habt Ihr Eure Seele, die sein Eigenthum ist, stehlen wollen, zum Glücke aber hat dieser böse

Gedanke bald wieder Euerm christlichen Sinn weichen müssen. Von der Verzweiflung rauh angefaßt, habt Ihr recht viel religiöse Kraft bewiesen und ich danke Gott, daß Er mich für würdig hielt, Zeuge von einem Momente zu sein, wo seine göttliche Gnade einer armen gequälten Seele zu Theil wurde, die, vom Untergange bedroht, sich an dem festesten Anker, an dem Kreuze des Heils anklammerte und so gerettet wurde; ferner danke ich Gott, daß Er in manchen Stücken mir heute die Verblendung von den Augen nahm und mich für würdig hielt, eine Ihm wohlgefällige und mir selbst recht wohlthuende Handlung ausüben zu können.

Stefan wußte gar nicht, was das Alles heißen solle, und als nun das nahe Buschwerk rauschte und der Schloßverwalter und neben diesem der Bader zum Vorschein kamen, so schaute er zuerst den Förster und dann die beiden Andern befremdet an.

„Lieber Stefan," sagte der Bader, „auch ich hab' Alles, was mit Euch hier vorging, gesehen und gehört, und recht viel Unruhe ist darüber in mein Herz gekommen. Der Prozeß, den Ihr gegen mich führt, hat Euch an den Bettelstab gebracht, und bald wäre ich Zeuge geworden, wie Ihr deshalb Euerm Elende ein Ende gemacht hättet. Der liebe Gott, der Euch in schwerer Versuchung gestärkt, hat nun auch mir dadurch seine Gnade zu Theil werden lassen, daß ich mich wirklich freue, die Wette an den Herrn Förster verloren zu haben, und mit Vergnügen sag' ich

Euch, unser Prozeß hat ein Ende; der Holztheil ist Euer; was dem Gesetze nicht möglich war, rechtskräftig zu entscheiden, hat hier offenbar eine Fügung des Himmels gethan."

„Wer an Fügungen des Himmels glaubt," nahm jetzt der Schloßverwalter das Wort, „der muß auch den Herrn fürchten und das Böse meiden. Beherziget das für die Zukunft", wendete er sich zu dem Bader, „und streuet nie mehr den Samen eines bösen Argwohnes und Verdachtes in eines Menschen Herz. Die Vorsehung gab dem Menschen das Sprachvermögen nicht, um Zwietracht auszustreuen, sondern um die Ehre Gottes laut zu preisen und sich in Friede und Eintracht mit seinen Nebenmenschen verständigen zu können. Nur wer so thut, zeigt sich des Sprachvermögens würdig, wer aber dasselbe zum Schaden und Nachtheile seines Nächsten mißbraucht, für einen Solchen wäre es besser, wenn seine Mutter ihn als stumm geboren hätte."

Der Bader blickte verduzt vor sich nieder; Scham und Reue wühlten in seiner Brust und er kam sich, hier oben gänzlich dem Geräusche der Welt entrückt, so arm und erbärmlich vor, daß er sich im Stillen bekennen mußte, er sei nicht würdig den Alpenduft einzuathmen, nicht würdig, daß die milde Sonne ihn bescheine.

„Schlagt das Auge nicht so verlegen nieder," nahm der Verwalter wieder das Wort, „blick't hinauf zum blauen Himmel und danket dem guten Gott, der ein Gefühl der

Reue und der Scham in Euerm Herzen wach rief; es ist das ja ein sicheres Zeichen seiner Gnade; zeiget Euch derselben würdig, Mann, und machet Ordnung in Euerm Innern."

„Ja Herr, die will ich machen," sagte der Bader, „und ein großer Theil der Unordnung ist jetzt schon aus meinem Innern geschafft, seit ich mich freuen kann, die Wette verloren zu haben, und da die Stunde geschlagen hat, wo ich mit meinem Gegner ohne Selbstsucht und Arglist reden kann, so bekenne ich ihm und euch, ihr Herren, daß ich mich während des Streites nie so eigentlich im Rechte fühlte; auch hatte ich Stunden, besonders während schlafloser Nächte, wo mich mein Gewissen arg beunruhigte. An dem ganzen Elende, das unter dem schlechten Dache Stefans eingekehrt ist, bist du schuld, und die armen Kinder und das kranke Weib deines Gegners, die vor Hunger und Gram zu Grunde gehen, wirst du jenseits als deine Ankläger treffen. So sprach eine Stimme in meinem Innern, und suchte ich gegen solche Erschütterungen auch in der Dorfschenke Zerstreuung, so war ich doch nicht im Stande, die beängstigenden Eindrücke gänzlich zu verwischen." Nach diesen Worten ging der Bader zu Stefan hin, reichte ihm die Hand und sagte: „Verzeihet mir das viele Böse, das der Streit über Euch und die Euern gebracht. So weit ich im Stande bin, werde ich Euch auch die Prozeßkosten ersetzen, denn ich habe weder Weib noch

Kind und brauche deshalb nicht so ängstlich für die Zukunft zu rechnen, eine große Angst aber könnt Ihr, lieber Stefan, von meinem Gemüthe nehmen, wenn Ihr mir versprechen wollt, Eure gottesfürchtige Hausfrau zu bitten, täglich mit ihren lieben Kindern ein Vaterunser für mich zu beten."

Stefan ergriff, zu Thränen gerührt, die ihm dargebotene Hand des Gegners, und den Hut vom Kopfe nehmend rief er, das Gesicht dem Himmel zugekehrt: „O du guter barmherziger Gott, wie liebreich zeigst du dich gegen einen Unwürdigen! Das müssen meine guten Kinder und mein armes Weib von dir erbetet haben, denn mein Kleinmuth vorhin kann dir gewiß nur mißfällig gewesen sein." Nach diesen Worten drückte Stefan des Baders Hand, und versprach, daß von nun an an jedem Abende ein Vaterunser von den Seinen für ihn gebetet werde.

Vergeben und vergessen sollte Alles werden, was an den bösen Streit erinnerte, und einige Minuten darauf stieg Jeder der vier Männer mit leichtem Herzen von der Höhe, auf welcher das Jägerkreuz stand, zum Thale nieder.

Drei Stunden später kehrte Stefan ohne seiner Kugelbüchse mit einem schweren Korb unter das schlechte Dach seiner ärmlichen Wohnung heim, wo die Kinder noch immer traurig an dem Tische saßen, in dessen Lade das liebe Brot fehlte, und wo die schwerkranke Mutter noch immer ohne Stärkung und Labung schmachtete. Die dunkle Wolke des Grames und bitterer schwerer Sorgen war aus dem

Gesichte des vielgeprüften Familienvaters verschwunden. „Gelobt sei Jesus Christus!" rief er eintretend, und nachdem er den schweren Korb auf den Tisch gestellt und den Deckel hinweggenommen hatte, schlugen die Kinder in die Hände und jubelten laut, denn das, was hier so lange fehlte — eine gesunde, kräftige Kost — enthielt ja der Korb.

„Mutter, der liebe Gott hat uns geholfen," sprach Stefan dann, an das Bett der Kranken tretend, und schüttete dabei aus einem ledernen Beutel hundert blanke Thaler auf die schlechte Decke des armseligen Lagers.

Die Kranke erschrak, sie faltete die Hände und blickte, von einer namenlosen Angst überkommen, ihrem Manne in's Gesicht; sie glaubte, das Elend und die Liebe zu seiner unglücklichen Familie habe ihn vielleicht gar zu einem Verbrechen getrieben. Dieser Gedanke war jedoch nur ein plötzlicher, ein rasch vorüberziehender, denn an den Augen des wackern Stefan glänzten ja Freudenthränen, und in jedem seiner Züge sprachen sich Preis und Dank für die Vorsehung aus.

Mit vor Rührung bebender Stimme erzählte Stefan nun Alles, wie es gekommen und sagte auch, daß ihm der Förster die hundert Thaler mit den Worten für die Kugelbüchse ausbezahlt habe: „Hätte ich die Wette verloren, so hätte der Bader die hundert Thaler bekommen, da sich aber dessen Verdacht gegen Euch nicht bestätigt, so zahle ich dieses Geld um so lieber, weil ich es mit reinen Händen und zur Aufhilfe einer wackern Familie geben kann."

„Ach Gott, nun begreife ich," sprach die Kranke, „weßhalb es mir auf einmal während deiner Abwesenheit so schwer wurde. Ich konnte auf meinem Lager gar keine Ruhe finden und ich rief die Kinder zu mir her und betete so lange mit ihnen, bis die Seelenangst von mir gewichen war. Gott der Herr stärke dich und bewahre dich künftig vor so schwerer Versuchung."

„Das glaub' ich mit Bestimmtheit bejahen zu können," entgegnete Stefan, „denn wo die Vorsehung so liebreich sich zu einer bedrängten Familie wendet, wäre ein ferneres Verzagen eine so schwarze Undankbarkeit, die selbst der Himmel nicht vergeben könnte; komme in der Zukunft was da wolle, ich werd' Alles mit jener Standhaftigkeit ertragen, die einem Christen ziemt, und dabei denken, der Wille des Herrn geschehe."

Diese Worte, die Stefan in dem glücklichsten Momente seines Lebens an dem Krankenbette seines armen Weibes sprach, hielt er auch fortan mit einer unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit, denn die Prüfungen waren für ihn wahrhaftig noch nicht beendet; die schwerste — der Verlust der guten frommen Mutter seiner Kinder — stund ihm noch bevor. Ihre Krankheit nahm nämlich mit jedem Tage einen gefährlichern Charakter an und selbst der Arzt des Gutsherrn, welcher, von dem wackern Schloßverwalter veranlaßt, allwochentlich einige Male die Leidende besuchte, erklärte, seine Kunst könne hier nicht rettend wirken, und wenn kein Wunder geschehe, so werde wohl, wenn die rauhe

Herbstluft die vergilbten Blätter von den Bäumen schüttle, auch die Flamme des nur mehr schwach glimmenden Lebens erlöschen.

Das war nun freilich der härteste und empfindlichste Schlag, welcher diesem wackern Familienvater bevorstund, und so oft er sich's dachte, daß er der vortrefflichen Mutter mit den unmündigen Kindern bald das letzte Geleite nach dem Friedhofe werde geben müssen, so überkam ihn eine Schwermuth und eine Traurigkeit, die seine ganze Kraft zu brechen drohte.

Unter solchen Bekümmernissen ging der Sommer und ein Theil des Herbstes vorüber, und als die Nebel aus den Thälern aufstiegen und rauhe Stürme die Blätter von den Bäumen schüttelten, war, wie der Arzt es vorher gesagt, jene Zeit herangekommen, wo Stefan's Hausfrau von dem Tode heimgeholt werden sollte.

Kann auch die Kunst des Arztes nicht mehr rettend wirken, so sind doch bei Gott alle Dinge möglich; so dachte der fromme Stefan an jenem Tage, wo der Arzt während des Morgenbesuches sagte, das Fieber habe seinen höchsten Grad erreicht und in der kommenden Nacht werde sich die Krisis einstellen. „Habt Ihr, guter Mann, am kommenden Morgen noch Euer Weib, so werde ich sie mit Gottes Hilfe auch retten, jedenfalls aber müßt Ihr auf den Verlust derselben gefaßt sein.“ So sprach der Arzt beim Weggehen zu Stefan, und kaum hatte sich jener entfernt, so holte Stefan eine Nachbarin, eine bejahrte,

gottesfürchtige Witwe, und bat sie die Kranke zu pflegen, weil er ein Geschäft außer dem Hause habe, das keinen Aufschub erleide. Rasch kleidete Stefan dann seine Kinder an und verließ mit ihnen die schlechte Hütte, über welche ein kalter Spätherbststurm hinbrauste.

Die Kranke, die schon seit ein paar Tagen in einem gänzlich bewußtlosen Zustande meist schlummernd dalag, achtete auf nichts mehr, was um sie vorging, und schon an dem Morgen, an welchem sie gebeichtet und mit vollem Bewußtsein die heiligen Sterbsakramente empfangen hatte, wurde es eine Stunde darauf vor ihren Augen dunkel; alle Sinne schienen zerstört — die Auflösung schien gewiß.

Während nun so die gute Nachbarin an dem Bette der dem Tode entgegenschlummernden Dulderin Wache hielt und, den Rosenkranz in den Händen, laut betete, stieg Stefan mit seinen Kindern zu jenen Höhen hinan, wo das Jägerkreuz in die Luft sich hob und wo er, durch die Kraft des Gebetes gestärkt, im verwichenen Sommer einer so bösen Versuchung widerstand; wo ein schwarzer Verdacht gegen ihn zu Schanden ward, wo die Vorsehung das Herz seines Gegners erschütterte, und der Förster den Entschluß faßte, dem Hunger und dem Kummer der armen im höchsten Elende sich befindenden Familie zu wehren. Besonders wunderkräftig schien dem frommen Stefan diese Stelle, und er wurde nicht müde, bald dieses bald jenes seiner Kinder zu tragen, die für den steilen Weg dieser Pilgerfahrt noch zu schwach waren.

Erschöpft und schweißgebadet erreichte Stefan endlich sein Ziel, und nun schritt er mit entblößtem Haupte über das Bergmad nach dem verwitterten Kreuze hin; eine seltene Andacht überkam auch die Kinder, die, dem Beispiele ihres Vaters folgend, gleichfalls die Scheitel entblößten. „Hier, liebe Kinder," sprach Stefan am Jägerkreuze angelangt, „hat der liebe Gott mir schon einmal in der höchsten Noth seine wunderthätige Gnade zu Theil werden lassen, und da nur Er allein im Stande ist, das Leben eurer guten Mutter zu erhalten, so bin ich mit euch heraufgestiegen, um zu beten und zu bitten, daß Er euch nicht zu Mutterwaisen und mich nicht zum ärmsten der Menschen mache. Das Gebet der Unschuld nimmt ja stets der Herr gnädig auf. Lasset die Kleinen zu mir kommen, sprach Er, und an diese seine göttlichen Worte mich erinnernd, bringe ich Ihm euch; knieet nieder, faltet die Hände und erhebet die Herzen zum Himmel, der allein im Stande ist, das Ärgste von euch und mir abzuwenden."

Laut schluchzend sanken die Kinder auf die Kniee und während sie und neben ihnen der fromme Vater beteten, heulte der Spätherbststurm durch die Felsenschluchten, und jagte trübe graue Wolken durch den Luftraum, über die Berge und über die ihres Schmuckes beraubten Laubgehölze hin. Es war empfindlich kalt; die Betenden aber, erwärmt durch das belebende Feuer der Andacht, spürten den Frost nicht. Lange und inbrünstig beteten sie und als sie sich endlich erhoben, war eine wunderbare Ruhe in ihrem schmerz-

erfüllten Herzen eingekehrt. „Herr, dein Wille geschehe!“ rief Stefan vom Jägerkreuze scheidend, und stieg dann von der steilen Höhe zu den Hügeln und von diesen zum Thalgrunde nieder; still und wortlos legte man den Heimweg zurück und bei dem Eintritte in die Stube zu der Kranken grüßte Stefan die Nachbarin mit einem: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Die antwortete: „In Ewigkeit,“ und nahm dann von der Kranken Abschied, die sie am kommenden Morgen nur als Leiche wieder zu sehen glaubte.

Eine Stunde darauf dämmerte es in dem Thale und der Tag wich der Nacht. Eine seltene Unruhe kam alsbald über die Kranke, und so oft in der Pfarrkirche drüben eine Stunde schlug, war es Stefan, als falle der Hammer auf sein gepreßtes Herz.

So kam endlich die Mitternacht heran; die Kinder der Kranken wachten und beteten, der Vater derselben betete und pflegte die Leidende, die häufig heftig zusammenschrak und an keiner Stelle Ruhe finden konnte.

Endlich — o welch ein Glück für Stefan — durchdrang eine feuchte Wärme die ehevor noch eisigkalte Hand der Armen; die Unruhe ließ nach und während ein erquickender Schlaf über sie kam, perlte ihr der Schweiß in dichten Tropfen von der Stirne; Herz- und Pulsschlag wurden regelmäßig, und unter unaussprechlichem Preis und Dank erkannte Stefan in Allem den günstigen Verlauf der Krisis, so wie der Arzt es ihm geschildert hatte.

Gegen fünf Uhr Morgens erwachte die Kranke gleichsam wie aus einem schweren Traume, und als sie die Kinder, während es draußen noch dunkel war, bei dem Scheine der Lampe noch angekleidet ihr Bett umstehen sah, so weinte sie vor Rührung und liebkoste die sich zu ihr Herandrängenden. Die Nacht, die ihre Sinne umfangen hielt, war gewichen, die Blindheit von ihren Augen genommen, sie erkannte Alle wieder und errieth, man habe auf ihr Ende gewartet. Gleichzeitig ließ sie die Veränderung ihres Zustandes erkennen, der Herr habe sie den Ihrigen wiedergeschenkt, sie faltete die Hände und betete mit den hocherfreuten Kindern seit lange zum ersten Male wieder die Morgenandacht. Hierauf versank sie wieder in einen langen stärkenden Schlummer, und erst am kommenden Abende erfuhr sie von Stefan und ihren Kindern von der gemeinschaftlichen Wallfahrt nach dem Jägerkreuze. Dieser Akt war für sie stärkender als alle Medizinen und ihre Besserung ging nun sichtlich und mit raschen Schritten vorwärts.

Der Förster, der Bader und der Schloßverwalter besuchten nun fast jeden Tag die gottesfürchtige Familie, und als die Genesung der guten Mutter bei einem bescheidenen Mahle gefeiert wurde, versicherte der Schloßverwalter den überraschten Stefan, daß er für immer Arbeit in der Gutsherrschaft bekommen werde und daß der Gutsherr sich auch herbei lasse ihm im Frühjahre ein wohnliches Häuschen auf jenem Holztheile herstellen zu lassen, den der Bader in der Wette an den Förster verloren.

Nun war das Glück dieser harmlosen Menschen ein vollständiges; **Obdach** und **dauernde Arbeit** war ihnen zugesichert, und in gemeinschaftlicher Andacht fanden sie fortan jenen wahren Reichthum, der, wenn das Sterbeglöcklein das Scheiden einer Seele verkündet, nicht in der Welt zurückbleibt, sondern als Begleiter in die Ewigkeit zu dem Throne Gottes mitgeht.

Das gute Beispiel der Eltern vor Augen, konnten die Kinder dieser Familie nur wackere Menschen werden, denn Gottesfurcht und Abscheu vor dem Bösen im Herzen, wichen sie nie einen Finger breit von dem Pfade des Heiles ab. Eine Stütze wurden sie ihren Eltern im Alter, und der Satz: **Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden**, segnete ihr Leben, das durch die Kraft des Gebetes stets eine höhere Weihe erhielt.